

Lehre und Besehrung.

Jahrgang 38.

Juli 1892.

No. 7.

Der Synergismus in der Lehre von der Inspiration.

In der modern-lutherischen Theologie hat sich ein doppelter Synergismus herausgebildet; ein Synergismus in der Lehre von der Besehrung und ein Synergismus in der Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift.

Was die Besehrung betrifft, so läßt man zum Zustandekommen desselben Gott und Mensch zusammenwirken. Die Besehrung soll nicht bloß von einem göttlichen „Factor“, das heißt, nicht bloß von Gott oder Gottes Gnade, sondern von zwei Factoren, einem göttlichen und einem menschlichen, nämlich von Gottes Gnade und dem menschlichen Verhalten oder der menschlichen Selbstentscheidung u. abhängig sein. Während die heilige Schrift und das schriftgemäße Bekenntniß der lutherischen Kirche nur einen, nämlich den göttlichen Factor als einen solchen kennen, der die Besehrung bewirkt, und den Menschen durchaus in der Stellung des subjectum convertendum belassen, als „der bekehrt werden soll“, tritt die moderne lutherische Theologie dafür ein, daß hier neben die Gnade Gottes als entscheidender Factor das menschliche Verhalten zu stellen sei. In welchem Umfange der „menschliche Factor“ zum Zustandekommen der Besehrung mitwirke, darüber findet sich unter den modernen Lutheranern allerdings eine Differenz, je nachdem sie Semipelagianer oder Synergisten in verschiedener Schattirung sind. Aber darin stimmen sie sammt und sonders überein, daß nicht dem „göttlichen Factor“ allein das Zustandekommen der Besehrung zuzuschreiben, sondern das eigentlich entscheidende Moment, wie geringfügig es an sich auch sein möge, in den menschlichen Factor zu verlegen sei. So ernst ist es der modernen Theologie mit der Geltendmachung des menschlichen Factors neben dem göttlichen, daß sie die Geltendmachung des göttlichen als des einzigen Factors für Prädestinarianismus und Calvinismus erklärt. „Würde Gott“ — sagt Luthardt — „das Ergreifen des Heils, den Glaubensgehorsam, die Besehrung . . . selbst wirken, so wäre allerdings der Prädestinarianismus

unvermeidlich.“¹⁾ „Wenn der Menschen Befehrung“ — sagt Ohio — „in keinem Sinne auch noch von etwas Anderem abhinge, als von der Gnade . . ., so würden ja alle befehrt und selig.“²⁾ Und: „Wir halten es für unchristlich und heidnisch, wenn man sagt, daß die wirkliche Erlangung der von Gott für alle Menschen vollkommen bereiteten und ernstlich bestimmten Seligkeit in keiner Hinsicht vom Verhalten des Menschen der Gnade Gottes gegenüber, sondern in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei. Ein Pastor, der einer solchen gottlosen Lehre gemäß predigt und Seelsorge treibt, ist ein Wolf und Teufelsapostel.“³⁾ So ernst ist also der „menschliche Factor“ neben dem göttlichen gemeint! Das „allein aus Gnaden“, die lutherische Bekenntnißwahrheit, „daß die Befehrung zu Gott allein Gottes des Heiligen Geistes Werk sei, welcher der rechte Meister ist, der allein solches in uns wirket“,⁴⁾ ist als „gottlose Lehre“ mit dem Interdict belegt. Freilich preisen die Befehrungs-Synergisten manchmal mit Worten das sola gratia sehr laut; sie stellen in Worten den „göttlichen Factor“ bisweilen so in den Vordergrund, daß darüber der menschliche ganz zu verschwinden scheint. Aber der menschliche Factor taucht sofort wieder auf und wird breit als der entscheidende Factor in den Vordergrund gestellt, sobald das „wir gegen ihnen gehalten und mit ihnen vergleichen“⁵⁾ in Frage kommt. Da heißt es dann, daß die Einen vor den Andern befehrt werden, ist dem besseren Verhalten der ersteren, dem menschlichen in der Befehrung wirksamen Factor zuzuschreiben. Kurz, die moderne lutherische Theologie läßt die Befehrung nicht durch Monergismus, sondern durch Synergismus zustandekommen. Nicht Gott ist in der Befehrung der alleinwirkende und der Mensch subjectum convertendum, sondern der Mensch wirkt neben der Gnade Gottes zur Befehrung mit. Die Befehrung und Seligkeit ist nicht allein von Gottes Gnade (dem göttlichen Factor), sondern, mindestens „in gewisser Hinsicht“, auch von dem Verhalten des Menschen (einem menschlichen Factor) abhängig.

Neben diesem Synergismus, den wir Kürze halber den Befehrungs-Synergismus nennen wollen, hat die moderne Theologie nun auch einen Inspirations-Synergismus ausgebildet. Sie nimmt auch eine menschliche Mitwirkung zur Erzeugung der heiligen Schrift an. Auch hier redet sie von zwei Factoren, einem göttlichen und menschlichen, durch deren Zusammenwirken die Schrift entstanden sein soll. So lehrt die moderne Theologie in bewußtem Gegensatz zur alten Theologie. Die alte Theologie — sagt man — habe einseitig den göttlichen Factor betont; sie habe die heiligen

1) Die Lehre vom freien Willen, S. 276.

2) Kirchenzeitung vom 18. April 1891.

3) Kirchenzeitung 1885, S. 76.

4) Concordienf. S. Decl. Art. 2., S. 610.

5) Concordienf. S. Decl. Art. 11., S. 717.

Schreiber nur Werkzeuge sein lassen, durch welche Gott redete, und darum habe sie das Product, die heilige Schrift, auch schlechthin Gottes Wort genannt. Das müsse nun anders werden. Es sei die Aufgabe unserer Zeit, sonderlich der modernen theologischen Wissenschaft, neben dem göttlichen Factor nachdrücklichst den menschlichen zur Geltung zu bringen. Die heiligen Schreiber sollen nicht bloß Organe des Heiligen Geistes, sondern in dem Maße „frei-thätige Persönlichkeiten“ gewesen sein, daß sie auch aus ihrem Eigenen Beiträge zur Schrift lieferten. Diesen von der modernen Theologie angenommenen zwei Factoren entspricht dann auch das von ihr angenommene Resultat. Die heilige Schrift soll ein „gottmenschliches Werk“ sein, in dem Sinne, daß sie nicht schlechthin Gottes Wort, sondern theils Gottes-, theils Menschenwort ist; daß sie nicht eitel Wahrheit ist, sondern neben der Wahrheit auch Irrthümer enthält.¹⁾

Die Belege hierfür findet man in jeder modernen Dogmatik und Gelegenheitschrift. Thomasius schreibt: „Es ist ein menschlicher und ein göttlicher Factor, dem die heilige Schrift ihre Entstehung verdankt, und die Aufgabe wird daher sein, nicht den einen auf Kosten des andern daranzugeben.“²⁾ Dr. Böckler im „Handbuch“³⁾: „Nach der modernen wissenschaftlich vermittelten Umbildung des Inspirationsbegriffs ist nicht sowohl ein unbedingt göttlicher als vielmehr ein gottmenschlicher Ursprung und Charakter der Schrift zu lehren. An der Schrift im Ganzen, wie an den einzelnen Büchern, ist auch die Knechtsgestalt, d. h., die menschliche, gewisse Unvollkommenheiten und nebensächliche Irrthümer bedingende Wesensseite im Auge zu behalten.“ Aus Gelegenheitschriften

1) Anmerkung: In einem gewissen Sinne könnte man die Schrift „gottmenschlich“ nennen. Sie ist erstlich durchaus göttlich, insofern sie ganz von Gott eingegeben und so durchaus Gottes Wort ist. Sie ist ferner auch durchaus menschlich, insofern Gott in der Schrift nicht in göttlicher Sprache redet — die kein Mensch verstehen würde, vergl. 2 Cor. 12, 4. —, sondern durchweg in menschlicher Sprache, wie sie zu der betreffenden Zeit von einem Volke, näher, von bestimmten Individuen (Petrus, Paulus etc.) gesprochen wurde. Aber dies will die moderne Theologie nicht, wenn sie der Schrift einen „gottmenschlichen Charakter“ zuschreibt. Die Schrift soll in dem Sinne „gottmenschlich“ sein, daß sie nicht ganz von Gott eingegeben, sondern theilweise auch von Menschen erdacht ist. — Auch wird man niemand sofort zu einem falschen Lehrer machen, wenn er, sich ungenau ausdrückend, von „zwei Factoren“ redet, indem er unter dem „menschlichen Factor“ lediglich das menschliche Instrument versteht, durch welches Gott redet, und somit 2 Tim. 3, 16. 2 Petr. 1, 21. etc. in Geltung läßt. Aber die modernen Theologen wollen unter dem „menschlichen Factor“ nicht lediglich das menschliche Organ verstehen, sondern eine solche „freie Persönlichkeit“, die zwar von Gott mehr oder weniger angeregt und beeinflusst wurde, aber dabei so viel Freiheit behielt, daß sie auch aus ihrem Eigenen redete und Irrthümer hervorbrachte.

2) Dogmatik, 2. Aufl., III. Theil, S. 451.

3) 2. Aufl., III, 149.

citiren wir nach Rohnert,¹⁾ dessen neueste uns gerade vorliegende Schrift eine reichliche Zusammenstellung von einschlägigen Aussprüchen moderner Theologen bietet. Volk sagt: „(Die Schrift) verdankt ihre Entstehung denselben Factoren, durch deren Zusammenwirken die heilige Geschichte überhaupt entsteht, nämlich einerseits der freien göttlichen Selbstbethätigung innerhalb der von Gott erwählten und zubereiteten Heilsgemeinschaft, andererseits der freien menschlichen Selbstbethätigung gegenüber der göttlichen Offenbarung. Hiermit ist dann eine ganz andere Bestimmung des Verhältnisses des göttlichen und menschlichen Factors bei Abfassung der heiligen Schrift gegeben, als diejenige ist, welche wir in der altlutherischen Dogmatik finden. Jene göttliche Selbstbethätigung ist nicht derartig, daß sie die menschliche Individualität aufhebt. Vielmehr bestimmt sie die menschlichen Organe zur Selbstthätigkeit und verklärt sie zu freien Organen des göttlichen Geistes. Auf Grund solches Zusammenwirkens des göttlichen und menschlichen Geistes nennen wir die heilige Schrift das gottmenschliche Wort. Sie ist Gottes Wort, aber nichtsdestoweniger Menschenwort.“²⁾ „Ich betone es, daß die Bibel nicht die Offenbarung, sondern der Bericht von der Offenbarung ist. . . Sonach ist die Bibel göttlich und menschlich; göttlich, weil durch Selbstbethätigung des Geistes Gottes entstanden und Gottes Gedanken ausprägend; menschlich, weil durch Menschen verfaßt und das menschliche Denken, Wollen und Fühlen ihrer Verfasser zum Ausdruck bringend. Ist nun aber die Bibel ein von Menschen verfaßtes Gotteswerk, so ergibt sich daraus ihre relative Irrthumsfähigkeit. Wer hätte z. B. in den Evangelien noch nicht Differenzen zwischen den einzelnen Evangelisten entdeckt?“³⁾ Dieckhoff meint: „Mit der von uns vertretenen Fassung der Inspiration ist es zur Geltung gebracht, daß die menschliche Geistes-thätigkeit des heiligen Schriftstellers bei Concipirung des niederzuschreibenden Wortes durch das inspirirende Wirken des Heiligen Geistes nicht aufgehoben ist, sondern bei der Abfassung mitwirkt und somit auch auf die Beschaffenheit des so entstehenden Schriftworts einen mitbestimmenden Einfluß ausübt. So ist mit dem Einfluß der menschlichen Mitwirkung auf die Gestaltung des Schriftworts auch das der menschlichen Geistes-thätigkeit anhaftende Unsichere durch die Thatsache der Inspiration nicht eo ipso gänzlich ausgeschlossen.“⁴⁾

In diesem Inspirations-Synergismus stimmen die modernen Theologen überein. Sie nehmen allesammt zwei Factoren zur Erzeugung der heiligen Schrift an. Sie differiren nur darin, daß die einen mehr, die an-

1) Was lehren die derzeitigen deutschen Professoren der evangelischen Theologie über die heilige Schrift und deren Inspiration? Leipzig 1892.

2) Was lehren 2c. S. 125.

3) A. a. O. S. 126.

4) A. a. O. S. 41.

dern weniger den „menschlichen Factor“ „präponderiren“ lassen, das heißt, mehr oder weniger Irrthümer in der Schrift annehmen wollen. Ja, einige wollen sich schon damit begnügen, wenn man nur den „menschlichen Factor“ so weit zur Geltung kommen läßt, daß man doch wenigstens die Möglichkeit von Irrthümern in der Schrift zugibt. Aber irgendwie — das ist die bestimmte Forderung der modernen Theologie — muß der menschliche Factor anerkannt werden. Die Inspirations-Synergisten sind an diesem Punkte schließlich ebenso entschieden, wie die Befehrungs-Synergisten. Sie sagen von der altkirchlichen Inspirationslehre, daß dieselbe „mechanisch“, „hölzern“, „magisch“, „geschichtswidrig“, „des Heiligen Geistes unwürdig“ sei, „aus schlechten rationalistischen Reflexionen stamme“, „auf einer gesetzlichen Stellung zur Schrift beruhe“, die Schrift „als einen großen vom Himmel herabgesandten Gesetzescode“ betrachte, die Schrift „zu einer vollkommen gleichartigen Spruchsammlung mache“, „zum Gnosticismus und Dofetismus abschüssig“ sei, den Glauben „nicht nur beschwere, sondern vergifte“. Ja, wie Befehrungs-Synergisten die Lehre, daß die Befehrung in jeder Hinsicht allein von Gott abhängt, eine „gottlose“, „unchristliche und heidnische“ Lehre nennen, so sagte z. B. der Inspirations-Synergist Rahnis, daß man die altkirchliche Lehre, nach welcher die heilige Schrift schlechthin Gottes Wort sei, nur „mit Verhärtung gegen die Wahrheit“ wieder aufnehmen könne! Ein so großer Ernst ist es den Inspirations-Synergisten mit ihrem „göttlichen“ und „menschlichen Factor“!

Nur im Vorbeigehen sei hier an die klare Lehre der heiligen Schrift erinnert. So klar die heilige Schrift nur den „göttlichen Factor“ beim Zustandekommen der Befehrung bezeugt — z. B. Eph. 1, 19. 20., „die wir glauben nach der Wirkung seiner (nämlich Gottes) mächtigen Stärke, welche er gewirkt hat in Christo, da er ihn von den Todten auferwecket hat“ — so klar bezeugt sie auch den einen göttlichen Factor zur Erzeugung der heiligen Schrift. Wo sie von der causa efficiens der Schrift redet, weiß sie nur von einem göttlichen Factor. Sie sagt nicht: „Alle Schrift ist theils von Gott eingegeben, theils von Menschen producirt“, sondern nur: „*πᾶσα γραφὴ θεόπνευστος*, alle Schrift von Gott eingegeben“. Sie beschreibt die dabei thätigen Menschen lediglich als Instrumente, durch welche Gott geredet hat: *ὅπο πνεύματος ἁγίου φερόμενοι ἐλάλησαν*, sie haben geredet, getrieben vom Heiligen Geist. Und das Resultat ist nicht eine Schrift, welche theils Menschen-, theils Gotteswort, sondern eine Schrift, welche schlechthin Gottes Wort ist (vgl. Matth. 1, 22. 2, 15. 2c. Hebr. 10, 15.) und nicht gebrochen werden kann (Joh. 10, 35.). Befehrungs- und Inspirations-Synergismus sind schriftwidrige Irrlehren.

Und das Resultat dieser Irrlehren? Nach dem Befehrungs-Synergismus steht Befehrung und Seligkeit nicht mehr in der gnädigen Hand Gottes, sondern in des Menschen eigener Hand. Der Mensch ist ausschlaggebend sein eigener Heiland. Das *solī deo gloria!* hat für ihn keinen Sinn mehr.

Nach dem Inspirations-Synergismus, der aus der Schrift ein mixtum compositum von Gottes- und Menschenwort macht, entscheidet nicht mehr Gott, sondern der Mensch selbst, was göttliche Wahrheit sei. Der Mensch wird sein eigener Gott. Er leitet sich selbst in alle Wahrheit. Die Schrift sinkt zum fehlerhaften Rathgeber des unfehlbaren Menschengeistes, der unfehlbaren „Wissenschaft“ herab. Das alles bringt der „menschliche Factor“ in der Inspiration zustande! Die „freie menschliche Persönlichkeit“ steht in ihrer ganzen Glorie da; den „vom Himmel gefallenem Gesetzescode“ ist sie los. Sie ist wie Gott, und erkennt, was gut und böse ist. F. P.

Luthers Uebersetzung von Hiob 19, 25—27.

(Von P. A. G. Döhler, Tavistock, Can.)

Luthers Uebersetzung dieser Stelle ist schon im vorigen Jahrhundert, noch mehr in dem unsrigen, verlassen, ja, beseindet worden; man hat sie durch andere Uebersetzungen ersetzt. Diese sind aber selbst wieder unter einander verschieden. Um nicht durch deren Anführung zu ermüden, sind sie nach ihrer Aehnlichkeit mit einander vorzuführen. Zu deren Verständniß sei noch zuvor in Erinnerung gebracht, daß die Uebersetzungen, welche den Sinn von Luthers Uebersetzung, daß nämlich Hiob eine Aussage von der Auferstehung des Fleisches gibt, beseitigen, dieselbe aus zwei falschen Voraussetzungen für unmöglich halten. Die Voraussetzung der Rationalisten (wie Eichhorn, Stidcl) ist die, daß Hiob überhaupt nichts vom ewigen Leben erkannt, nur Zeitliches gehofft habe. Die andere irrige Voraussetzung besserer Gelehrten (wie Schlottmann, Delitzsch), welche ihnen auch eine Uebersetzung in Luthers Sinne unmöglich erscheinen läßt, ist die, daß vor Jesaias die Lehre von der Auferstehung nicht „formulirter Glaubenssatz“ gewesen sei. Muß man dem entgegenstellen, daß überhaupt die menschliche Vernunft dem Heiligen Geist nicht vorschreiben kann, wann und wo er eine Lehre offenbaren soll, so erweist sich auch die Zweifelhaftheit solcher Behauptung daraus, daß selbst positive Theologen aus fremden Kirchen diesen Lutheranern gegenüber sagen, es bekäme der unbefangene Leser aus Jes. 26. und Hesek. 37. den Eindruck, daß diese Propheten die Lehre von der Auferstehung des Fleisches voraussetzten. Aber die genannten irrigen Voraussetzungen schlägt Christus darnieder und sagt, daß Moses bei dem Busch die Auferstehung gedeutet (angezeigt) habe (Luc. 20, 37.). Fassen wir hingegen die Gründe kurz zusammen, nach welchen von vornherein die Möglichkeit, daß Hiob 19, 25. ff. die Auferstehung des Leibes bezeuge, behauptet werden muß, so enthält 1. Hiob Lehren von gleich fundamentaler Bedeutung mit der Auferstehung; so die Lehre vom Satan, von der Befehrung (36, 10—16.),

von dem Engel (dem Maleach Jehovah, 33, 23. 24.). Diese Stelle, welche offenbar auf 1 Mos. 16, 7. und 48, 16. in Verbindung mit 22, 11. 32, 24. 29. hindeutet, macht Christum zum Fürsprecher. Und dieser übt sein Amt aus; er spricht (zum Vater): erlöse ihn; denn ich habe eine Sühne funden.¹⁾ Darum kann er dem Menschen die Gerechtigkeit anzeigen, ihm gnädig sein und von Sünde und Hölle erretten. Spricht das Buch diese hohe Lehre aus, warum nicht auch die von der Auferstehung? 2. zeigt Gottes Thun selbst es an, daß er mit einem Hiob handle, welcher die Auferstehung glaube. Er gibt ihm nur die einfache, nicht die doppelte Zahl (wie von andern Gütern) seiner Kinder wieder; denn Hiob hat diese doch zwiefach empfangen; nur daß die Erschlagenen im Himmel der Auferstehung harren, die er auf Erden hoffet. Warum soll Hiob nicht das bezeugen, dessen Erkenntniß und den Glauben daran Gott selbst bei ihm voraussetzt? 3. wird Hiob in Hesek. 14. mit Noah und Daniel dieselbe Seligkeit, dieselbe hohe Würde und damit auch derselbe Glaube beigemessen. So konnte er auch mit Daniel denselben Glauben von der Auferstehung bezeugen. Denn die ungeheure Thorheit, daß es fromme Menschen gegeben haben soll, die ohne Erkenntniß des ewigen Lebens, und ohne Glauben an dasselbe nur zeitliche Hoffnungen hegten, und die wir dennoch durch den Geist Gottes rühmen hören, ist wider die Schrift und die Natur des Glaubens, ja, man stellt die Erkenntniß der Väter unter die Vernunftserkenntniß der heidnischen Philosophen.²⁾

Aber auch nach denjenigen Offenbarungen, deren Kenntniß wir bei Hiob voraussetzen können, ist Hiobs persönlicher Glaube an die Auferstehung möglich gewesen. Hiob (nehmen wir an, daß seine Lebenszeit zwischen die Josephs und Moses fällt) kannte die Geburt und Opferung Isaaks. Und wenn Athanasius sagt, wenn ein Mensch höre, wie ein Leib allein aus einer Jungfrau herausgehe, müsse er auf den Gedanken kommen, der Erscheinende müsse auch Schöpfer und Herr der übrigen sein:³⁾ so konnte der in der Ansehung auf's Wort merkende Hiob mit Abraham auch schließen: der wunderbar den Isaak aus einem erstorbenen Leibe ließ geboren werden, und den dem Tode Uebergebenen zum Leben wiedergab, der kann und wird auch mich und die Todten alle auferwecken. Indeß — nicht die Möglichkeit thut's, — wie Luther in einer andern Beziehung sagt, sondern die Nothwendigkeit. Nothwendig muß Hiob einen ewigen Erlöser und ewige Wiederherstellung

1) Schlottmann übersetzt Kap. 33, 23. 24.: Ist dann für ihn der Engel, der Fürsprecher, der Eine von den Tausenden, daß er den Menschen, was Recht ist, verkünde; und wenn dann dieser ihm gnädig ist und spricht: Erlöse ihn, daß er nicht in die Grube fahre; ich fand eine Sühne.

2) Siehe Luther, Vorlesungen über die Genesis, Kap. 3, 15., nach dem Ende hin, und J. Gerhard VIII, 397 (Ed. Berolini), Cicero, Tusc. 1, 113.

3) Athanasius, Von der Menschwerdung, Kap. 18.

gehoffet haben; denn daß er für dieses Leben nichts mehr hoffte, spricht er wiederholt (wobei manche Aussprüche auf Rechnung der Anfechtung kommen) aus in Kap. 19, 10. 17, 11. ff. 16, 22. 10, 20. 21. 7, 7. Nothwendig ist von diesem bewundernswerthen Zeugnisse Hiobs, wo er nicht nur weissagend, sondern auch bekennend erscheint, anzunehmen, daß der Geist ihn anzog (1 Chron. 13, 18.); daher wir keine geringen, sondern die allernützlichsten Dinge vernehmen müssen.¹⁾ Wären diese aber vor ihrer Erfüllung noch nicht genügend erkannt worden, so müssen sie ex eventu, wie Seb. Schmidt sagt, das ist, an der Erfüllung erkannt werden. Nicht aber kann im Neuen Testament überhaupt die alttestamentliche Weissagung von Christo, seiner Person und seinem Werk ohne Absehen auf die Erfüllung recht betrachtet werden. Wer hätte z. B. vor Christo die drei Tage Abrahams oder die beweinende Rahel recht zu deuten vermocht (Gen. 22, 4. Jer. 31, 15.)! Aber indem die so bunten, von der kirchlichen Uebersetzung abweichenden Uebersetzungen diesen Weg verlassen, gelangen sie meist nicht weiter, als die Rabbinen des Mittelalters, und finden in unserer Stelle so gut, als — nichts. — Es kann aber Hiob keine andere Rechtfertigung seiner behaupteten Unschuld hoffen, als eine zur Zeit verborgene, aber ihm gewisse („Ich weiß, daß — lebet“). Wenn Jakob zeuget von dem Engel, „der mich erlöset hat“, so zeuget Hiob von dem Erlöser, welcher seinen der Verwerfung fast nahen Leib auferwecken wird. Wie die Schrift Christi Auferweckung dessen Rechtfertigung nennt: Gott ist gerechtfertigt im Geist, 1 Tim. 3, 16.²⁾, also sieht auch Hiob in seiner Auferweckung diejenige Rechtfertigung von den Anklagen der Freunde, welche er allein noch für möglich, aber auch von Gott verheißen und von ihm auch geglaubt und erhofft bekennet. Die kirchliche Uebersetzung (die Luthers und der Vulgata) drückt den hier enthaltenen fürbildlichen Zug eines durch seine Auferweckung Gerechtfertigten allein aus. Aber diese Uebersetzung ergibt sich nun ihrem Inhalte nach als unabweislich aus dem Grundtext.

B. 25. יָדָעְתִּי . . . וְחַי לִּי Luther: Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebet, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken. Die Worte müssen

1) Denn man muß in dem Buche Hiob die Unterscheidung zwischen den Worten der Menschen und denen des Heiligen Geistes beachten. Jene wirkt der Heilige Geist nicht, gibt sie aber durch Inspiration getreu wieder (so Kap. 3, 1. ff.); diese aber (als Zeugniß von Christo, Kap. 19, 25. ff.) wirkt der Heilige Geist sowohl in den Menschen, als er auch wirkt, daß sie durch den Menschen getreu wiedergegeben werden.

2) „Indem nämlich Christus“, sagt Gelasius zu 1 Tim. 3, 16., „von den Todten auferstanden ist und sich für das *ἱλαστήριον* oder propitiatorium, Sühnemittel durch die für die Sünden der Welt geleistete Genugthuung und durch die vollkommene Erfüllung des Gesetzes erklärt hat“, Röm. 4, 25. (Philologiae sacrae, p. 1350.) Zu obiger Stelle des Gelasius vergleiche man die Uebersetzung von Kap. 33, 23. 24., wie sie oben gegeben in der Anmerkung.

zunächst im Zusammenhange mit B. 14—24. betrachtet werden. Hiob ist von Menschen verlassen (14—18.), von Krankheit zerschlagen (20.),¹⁾ seines Leibes Kraft siefhet, schwindet dahin; er ruft das Erbarmen der Freunde an; da Gott ihn angerühret, sollten sie mitleiden; aber sie verfolgen ihn, wie Gott (wie der Angefochtene meint), und sind grausam, wie wilde Thiere (Ps. 27, 3.). Sodann wünscht er seine Reden in ein Buch geschrieben, noch mehr: mit eisernem Griffel in Fels gehauen, zu ewigem Gedächtniß. So reihet sich in B. 23. 24. nur Gleichartiges aneinander. Aber mit B. 25. erscheint eine Reihe von Aussprüchen anderer Art. Das Verlangen Hiobs nämlich in B. 23. und 24., obschon es auch von Gott erfüllt worden ist in der Gabe des Buchs Hiob an seine Kirche, ist doch noch das Geringere. Hiob hat einen höhern Trost, den er in B. 25. ausspricht. So zeigt das Dav einen Gegensatz zu den Gedanken des B. 23. 24. an: Ob dieses ja kaum Mögliche geschähe, oder nicht, dennoch weiß ich, mein Erlöser lebet. Sollte nun dieser Goel, Erlöser, nur einen solchen Sieg geben, der ganz dem Schicksal Hiobs und seiner Gegner auf dieser Erde angehöret, und nicht über die Grenzen dieses Lebens hinausgehe wie der Führer aller rationalistischen Ausleger, Sticel,²⁾ behauptet, so wäre es zuerst ganz wider die Analogie des Glaubens, wenn Hiob jene zeitliche Wiederherstellung seines Glückes ohne eine bestimmte Offenbarung von Seiten Gottes so zweifellos erwartet hätte. Nicht wäre Hiob David, nicht den drei Männern im Angesichte des Feuerofens gleich. Die Heiligen wissen in ihrer Noth und Hülflosigkeit nicht, ob ihnen Gott leibliche Errettung bereiten wird; und daher macht die rationalistische Auslegung Hiob zu einem solchen, der sich auf seine Gedanken verläßt. Sie könnte freilich sagen, es sei Hiob auch eingegeben worden. Allein das sagen sie nicht; denn das Regiment der Vernunft geht dem des Heiligen Geistes scheu aus dem Wege. Daß aber Hiob keine besondere Verheißung einer leiblichen Errettung hatte, das beweisen seine Klagen und sein Zagen, und überdem wird ein Wissen Hiobs von diesem Erlöser, der es nur für diese Welt sein soll, aber auch durch unser Buch selbst schon widerlegt; denn Hiob spricht auch nach Kap. 19, 25. ff. noch: „Ich weiß, du wirst mich dem Tode überantworten“ (30, 23.). Ein solcher Erlöser der Rationalisten ist also in Wahrheit nicht von Hiob erwartet. Allein das ewige Gut bleibt den Frommen. Christus lebt, wird den todten Leib einst wiederbeleben. „Er wird mich erlösen“, haben mit Paulo alle frommen Dulder gesagt, und mit Hiob keine Rettung auf Erden mehr gehoffet. — Aber wer ist dieser Erlöser Hiobs? Nicht führt unsere

1) Luthers Uebersetzung von B. 20. ist dem Texte gemäß. Nicht sollen (wie Gesenius will) die Zähne noch etwas Gesundes bezeichnen, sondern die zweite Hälfte des Verses spricht auch hier (analog den vorhergehenden Versen) einen weitem Mangel aus.

2) Dessen In Jobi locum, C. 19, 25—27, S. 114.

Stelle uns zunächst auf den Bluträcher¹⁾ (4 Mos. 35, 12. u. a.), nicht kann der Goel den dreieinigen Gott meinen, wie Delitzsch und viele wollen. Denn obwohl dieser auch der Goel in der Schrift heißt (Jes. 41, 14., 43, 1.), so zeigt doch das, was von diesem Erlöser ausgesagt wird, daß hier die zweite Person, der ewige Sohn verstanden werden muß. Und da führt unsere Stelle uns in erster Linie auf 1 Mos. 48, 16. zurück. Von dem Jacob sagt: Der Engel, der mich erlöst hat (hagoel othi), der ist identisch mit dem, davon Hiob: Mein Erlöser (goali) lebet. Jesaias weissagt von einem Erlöser, der denen zu Zion kommt (59, 20.); und Paulus legt das ausdrücklich von Christo aus. Christus aber bezeugt sich selbst als den, welcher am jüngsten Tage die Todten auferwecken wird (Joh. 6, 40. 5, 22.). Dasselbe sagt auch Hiob 19, 25. von dem Erlöser aus: folglich ist er kein anderer, als Christus.

Die Vulgata übersetzt nun B. 25.: Denn ich weiß, daß mein Erlöser lebet, und ich werde am jüngsten Tage von der Erde auferstehen. Luther unterscheidet sich in der zweiten Hälfte darin, daß es bei ihm heißt: und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken. Die Vulgata übersetzt also, als wenn im Hebräischen stände *דַּיְסָ*, ich werde auferstehen; da doch *דַּיְסָ*, er wird stehen, auferstehen. Seb. Schmidt meint,²⁾ die Vulgata läse da übel! Darnach könnte man schließen, es habe Hieronymus eine andere Lesart unserer Stelle vor sich gehabt; das erörtert indeß Seb. Schmidt nicht weiter. Die Varianten scheinen auch keinen Beweis für das Vorhandensein einer solchen Lesart zu bieten. Auch Delitzsch sagt nur,³⁾ daß Hieronymus übersetze, als ob es hieße *דַּיְסָ*, ich werde auferstehen und *וּמִן*, von dem Staube, der Erde. Die Möglichkeit solcher Lesart erörtert er nicht. Das Beste scheint daher Schlottmann zu bieten: „Sehr alt ist die Erklärung von der allgemeinen Auferstehung des Fleisches. Durch Hieronymus, der sich unstreitig auch hier an jüdische Meinungen anschloß (denn Spuren davon finden sich noch bei spätern Juden), ist jene Auffassung für lange Zeit (?) in der abendländischen Kirche die herrschende geworden.“⁴⁾ Sehen wir davon ab, daß hier die Gelehrsamkeit flüchtig dahin eilt, wo sie uns doch

1) Kap. 16, 18. 19., wo ältere und neuere Ausleger den Bluträcher angedeutet sehen, wird keine Person neben dem Blut genannt, sondern die Erde, von welcher Hiob begehrt, sie möge sein Blut nicht verdecken, das ist, das ihm widerfahrene ungerechte Urtheil der Freunde nicht verbergen. Wie Abels Blut schrie von der Erde zu Gott, vor ihm also unverdeckt, unverborgen war, so begehrt auch Hiob Gott zum Zeugen seiner Unschuld. Daß er sein Zeuge sei, das glaubt er aber auch, und fährt daher fort: ... „mein Zeuge ist in dem Himmel“. Der Sinn der Stelle ist also nicht, daß Hiob sich auf einen Rächer auf Erden beruft, sondern auf einen Zeugen seiner Unschuld im Himmel. Daß übrigens ein Bluträcher für bildliche Beziehung auf Christum vorhanden, der alle Werke Satans rächet, zeigt Jes. 38, 4.

2) Com., p. 809.

3) Bibl. Commentar, das Buch Hiob, S. 251.

4) Das Buch Hiob, S. 333.

über die Spuren, die sich noch bei den spätern Juden von dem Verständniß unserer Stelle von der Auferstehung finden sollen, Aufklärung hätte geben sollen, so verdient doch Schlottmanns gerechte Beurtheilung des Hieronymus eine dankbare Zustimmung.¹⁾ Hieronymus, meint er, habe auch *q̄p*, er wird stehen, auferstehen, gelesen, aber für das, daß der Goel über dem Staube sich erheben werde, gleich das gesetzt, was nach dem Verständniß des Hieronymus die Erscheinung des Goel zum Zweck hatte, nämlich die Auferstehung Hiobs. Gegenüber den maßlosen Angriffen, welche Eregeten in der lutherischen Kirche gegen Hieronymus erhoben haben, die ihn der Entstellung des Textes,²⁾ oder dogmatischer Vorurtheile beschuldigten, ist Schlottmanns Aeußerung doppelt schätzbar, weil sie jene Angriffe zurückweist. Von Luthers Uebersetzung: Er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, sagt S. Schmidt, Luther habe *q̄p* transitive, wie das *q̄p̄h̄l* verstanden. Ähnlich faßt es Meißner, welchen Gerhard anführt, und der sich auf Amos 7, 2. 5. beruft: Wer wird aufrichten (*jakum*) Jakob. Coccejus, Gesenius, Stidcl wollen keine transitive Bedeutung des *jakum* anerkennen. Auch Gerhard, obschon er Meißner lobt, und ebenso Calov, nehmen *jakum* intransitiv, er wird stehen, auferstehen.

Die Weise nun, in welcher Luther bei Uebersetzung unserer Stelle zu Werk ging, ist uns wohl nicht geschichtlich völlig klar. Erkennen es einerseits die gelehrten Hebräer an, daß er sich gern in schwierigen Stellen an die Vulgata angeschlossen, so gingen doch bei ihm kirchliche Treue und das wachsame Auge auf alles Unberechtigte Hand in Hand. So wäre es nicht durchaus nöthig anzunehmen, Luther habe *jakum* transitiv genommen. Er wäre vielmehr in ähnlicher Weise wie Hieronymus verfahren. Für die Worte der Vulgata: Ich werde . . . auferstehen, hätte er gesetzt: Er wird mich . . . auferwecken; und also für das Stehen des Erlösers gleich das, was der Erlöser wirken sollte, die Auferweckung Hiobs. Damit hält Luther mit Hieronymus — welcher die unbestimmte, dunkle Uebersetzung der Itala (nach der LXX) verließ — es fest, daß in B. 25. nicht eine directe Weissagung von der Auferstehung des Goel, sondern von der unsrigen enthalten ist. Dieser

1) Gerhard führt an R. Haccados, Beresith Ketanna: Und wieder, oder hernach wird mit meiner Haut umgeben werden dieses, und in meinem Fleische werde ich Gott sehen. Ebenso übersezte auch der bekehrte R. S. Marochianus. Stidcl macht daraus (l. c. p. 43) nun den Schluß, daß die Juden, von denen er ausging, jene Uebersetzung in Uebereinstimmung geleugnet hätten. Uns aber beweist es, daß Marochianus, nachdem er die Erfüllung der Weissagungen in Christo erkannte, auch anders übersezte, als jene, welche diese Erfüllung nicht glaubten (VIII, 401, Ed. Preuß.).

2) So sagt Stidcl: Der wagte, den Text der heiligen Schrift sogar mit böser List und schamloser Stirne zu entstellen (a. a. O. S. 54.). Heutige Sprachgelehrte meinen, Hieronymus habe gesorgt, durch kühne Umbiegung der hebräischen Worte ein alttestamentliches Zeugniß für einen wichtigen Glaubenssatz zu erhalten. Auch das thut der Sache zu viel.

Goel lebt ja, was sein Auferstehen indirect anzeigt und voraussetzt. Denn wie Ps. 72. zwar das ferne Gericht, dabei den Sieg des Evangeliums über den Erdfreis hin weissagt, aber nicht der Leiden des Messias und dessen Auferstehung — wenigstens nicht in bestimmter Weise — gedenkt, so ist auch eine dem ähnliche Weissagung uns hier gegeben. Christi Auferstehung ist vorausgesetzt oder eingeschlossen in das ח ,¹⁾ er lebt, wie man sie in ähnlicher Weise in Ps. 72, 15. finden mag in dem חַי , er wird leben. Gegen die Auffassung, daß jakum heiße, er, der Goel, wird auferstehen, ist zu erinnern, daß ja 1. der acharon (אֶחָרֹן der Letzte) verbietet, zu verstehen, der Erlöser wird auferstehen. Denn dann müßte es doch heißen: der rischon (רִשׁוֹן der Erste) wird auferstehen. Es wäre 2. auch eine Incongruenz und nicht zutreffend, Christi Auferstehung mit seinem Stehen über, auf dem Staube, der Erde zu bezeichnen. Man findet sie nicht in der Schrift also benannt, wie es uns scheint. Christi Fleisch liegt sicher; nicht wird zugelassen, daß der Heilige die Verwesung sähe; er steht nicht über seinem Grabe, wie er einst über dem unsrigen erscheinen wird, sondern ist — obgleich er in der Erde ($\text{ἐν τῇ γῆντι τῆς γῆς}$) ist — auch da in einer andern Beziehung zu seinem Leibe, als unsere Seele zu dem ihrigen: Was er einmal hat angenommen, das legt er nach der Gottheit nie wieder ab. Das Leben kommt ihm 3. auch nicht von außen, über dem Grabe her, sondern er nimmt es in dem Grabe, und wird in dem Grabe lebendig. Hingegen aber ist dem leidenden Hiob die Bezeichnung unsers Grabes als Staub (aphar) ein gewohnter Gedanke. Es sind mir (bereit) Gräber, spricht er Kap. 17, 1., und eben dasselbe Grab meint er, wenn er B. 21. sagt: Hinunter zur Hölle (Scheol) wird es (mein Hoffen) fahren, wenn zusammen in dem Staube Ruhe (ist). Wie diese Ausdrucksweise schon vor unserm Kapitel, 7, 21. (denn nun zu dem Staube werde ich mich legen), sich findet, so kehrt sie auch nach 19, 25. wieder in 20, 11. 21, 26. — Es erscheint aber ferner auch 4. als etwas nicht Zusammengehöriges, daß der Goel lebet, und dann doch noch auf dem Staube des eigenen Grabes stehen soll. Der Lebendige ist vielmehr hier zugleich der Auferstandene, wie Luc. 24, 5.: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Ein Goel, welcher lebt und hernach auf seinem Grabe (als Sieger) steht, wäre in unserer Stelle eine Tautologie, ohne einen Fortschritt des Gedankens. Anders aber ein Erlöser, welcher lebt, auferstanden ist, und dann auferwecket. Luther sahe, daß hier nur von unserer Auferweckung durch den Goel die Rede sein kann. Er benimmt uns auch jeden Zweifel über seine Auffassung, indem er das Suffigum des Goel (in Goali) in ganz freier Weise auch bei jakum ergänzt, als wenn man im Deutschen spräche: Der mich erlöstet hat

1) ח ist mit Delitsch als 3. Person des Präteriti zu fassen. So erscheint es Gen. 3, 22.: „und er lebe ewiglich“; ח wird als verbum med. gem. (— חַי) behandelt.

und (mich) auferwecken wird.¹⁾ Wäre es nun mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen, Luther hätte jakum transitiv übersetzt, so ist das doch nicht zu überschätzen. Es finden sich zwar einige Uebergangsbedeutungen im Gebrauche des jakum, wie wenn es Ps. 94, 16. heißt: Mi jakum li, wer steht bei mir; auch übersetzt Luther mit den LXX und der Vulgata Amos 7, 2. 5. das jakum transitiv; und da B. Meißner sich auf die Uebersetzung in der genannten Stelle des Amos zu Gunsten der transitiven Fassung auch für unsern Vers beruft, so ließe das vermuthen, daß wir es mit einer von Luther her innegehaltenen Auffassung zu thun hätten. Indessen liegt die Annahme, die LXX hätten kum als ein Verbum angenommen, das (wie manche hebräische Verben) in beiderlei Bedeutung, der intransitiven und der transitiven, gebraucht werde, ferner, als die, daß sie die tropische Aussage: der Goel stehet über dem Staube, in eine eigentliche Rede verwandeln: der Goel errettet, befreiet.²⁾ Diese Weise der Uebersetzung findet sich nur in einer älteren und jüngeren griechischen Uebersetzung. Zuerst übersetzen die LXX (nach unserer Auffassung) jakum auch Hiob 19, 25., in dieser Weise, in erklärender transitiver Wendung, nämlich mit ἐκλῦειν erlösen, befreien: οἶδα γὰρ ὅτι ἀένναός ἐστιν ὁ ἐκλῦειν με μέλλων ἐπὶ γῆς. Die Gliederung des griechischen Textes entspricht dann völlig der des hebräischen: Ich weiß, mein Goel lebet; er wird hernach über dem Staube stehen (auferwecken, Luther). Im Griechischen: Ich weiß, ein Ewiger ist; er wird mich über der Erde erlösen (befreien). Offenbar übersetzen die LXX das acharon al apha jakum mit ὁ ἐκλῦειν με μέλλων ἐπὶ γῆς, um die Handlung des hebräischen Verbums mit acharon in griechischer Weise um so bestimmter als eine künftige zu bezeichnen. Den messianischen Inhalt unsers Verses haben sie nicht, oder nicht völlig erkannt, sonst hätten sie nicht das Goali (mein Erlöser) durch das allgemeine Prädicat ἀένναος (ewig) der drei Personen der Gottheit wiedergegeben. Daher kann man nicht behaupten, daß die LXX hier jakum mit ἀνίστησιν übersetzen, sondern damit übersetzen sie nikefu in B. 26. Davon später.

Die andere jüngere Uebersetzung transitiver Fassung gibt Theodotion.³⁾ Er übersetzt: Οἶδα γὰρ (ὅτι) ὁ ἀρχιστεῦς μου ζῇ καὶ ἔσχατος (ἔσχατον) ἐπὶ

1) Der Accusativ des Pronomens wird allerdings wiederholt, wie Ps. 91, 15.: Ich will ihn herausreißen und ihn geehrt machen. Allein dieser Accusativ wird auch oft da, wo er als Object leicht aus dem Vorhergehenden ergänzt werden kann, ausgelassen. So Gen. 33, 11.: Nimm doch meinen Segen, . . . und er nahm (ihn). S. Naußsch, Gram. S. 306. Aehnlich sahe Luther den Accusativ in Goali, der mich Erlösende, in jakum ausgelassen.

2) S. R. F. Keil, Einleitung in das A. T., S. 598.

3) Er lebte im zweiten Jahrhundert. In der Hexapla des Origenes findet sich dieses Stück des Theodotion nicht, es ist aber von Chrysostomus bewahrt (Nicetae Catena in Job. p. 340). In den eingeklammerten Worten differirt die Lesart, davon wir hier absehen. Ein weiteres Zeugniß des Theodotion ist nicht vorhanden.

χώματος ἀναστήσει. Denn ich weiß, mein Anverwandter lebt, und als der Letzte wird er auf dem Grabhügel auferwecken.¹⁾ Die LXX und Theodotion erkannten ebenfalls, daß hier nicht von einer Wirksamkeit des Goel an seiner Person selbst die Rede sei, sondern von einer durch ihn an dem Menschen verursachten. Das Wirken des Goel, die Auferweckung der Todten, deutet auch die syrische Uebersetzung nur in ähnlicher Weise wie die LXX durch des Erlösers Stehen, so durch dessen Erscheinen an: Und ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und am Ende über der Erde erscheinen wird. Gebrauchte man nun in alter Zeit, wie Sticel mit Recht bemerkt, eine sehr freie Weise der Uebersetzung, so mag das auch von den Uebersetzungen der LXX, des Theodotion, des Hieronymus und der Luthers von B. 25. gelten. Fragt man aber, welcher hebräische Text sie zu dieser Uebersetzung bestimmt habe, so werden nur zwei Möglichkeiten angenommen werden können. Entweder haben die LXX und Theodotion jakim für jakum (das Hiphil anstatt das Kal) gelesen, wie der gelehrte Henke meint; in welchem Falle sie dann wörtlich übersetzt hätten: Er wird auferstehen heißen, auferwecken, — oder sie haben die Thätigkeit des über dem Staube stehenden Goel aussagen wollen, gleich: er wird besiegen, befreien, lösmachen über (wider) den Staub.²⁾ Mit ἐπὶ γῆς schließen daher die LXX den hebräischen Text des 25. Verses ab, und mit ἀναστήσει, auferwecken, auferstehen heißen, beginnt B. 26. Dieser Infinitiv hängt aber noch von μέλλων (B. 25.) ab; daher übersetzen die LXX וְאַחַר (hernach), womit B. 26. anhebt, nicht besonders; sondern wie durch das μέλλων (B. 25.) das וְאַחַר, so wird auch durch das vor dem Infinitiv ἀναστήσει fortwirkende μέλλων das וְאַחַר wiedergegeben. Da nun aber eine andere Lesart als jakum nicht nachweislich ist, und eine andere auch als ein vereinzelter Schreibfehler um so weniger da unerkannt und unverbessert geblieben wäre, wo so viele gelehrte Juden mit ohne Zweifel zahlreichen Textrollen an dem Uebersetzungswerke thätig waren, so bleibt nur die andere Möglichkeit übrig, daß sie jakum lasen, aber glaubten, den Sinn und die Bedeutung des Stehens des Goel über dem Staube am deutlichsten in freier Uebersetzung durch eine active Fassung wiedergeben zu können. So übersetzen wir die LXX: Denn ich weiß, daß ein Ewiger ist (וְיָ), welcher mich auf der Erde erlösen (26.), meine Haut aber, die das erduldet, auferstehen heißen (auferwecken) wird. Eben so übersetzt Luther jakum in freier Weise. Aber gegenüber den Gegnern und Verbesserern von Luthers Uebersetzung handelt es sich nicht allein um ein intransitives jakum,

1) Ohne Zweifel haben wir hier eine christliche, im Lichte der Erfüllung wie die Luthers redende Uebersetzung, die sich eben darin von der Septuaginta charakteristisch unterscheidet.

2) Solch siegreiches, befreiendes Erheben Gottes zeigt auch das Verbum קום, 4 Mos. 10, 35., wo aber die Wirkung des Aufstehens Gottes hinzugefügt ist: יהוה קוּם: Erhebe dich, Herr, und zerstreue deine Feinde. Man könnte sagen, die LXX, Theodotion und Luther hätten diese Wirkung Gottes aus dem Nachfolgenden ergänzt.

sondern darum handelt es sich, daß der Goel, welcher lebt, Christus ist (Offenb. 1, 11. 17. 18.); und wenn dieser über meinem und Hiobs Grabe stehen wird zuletzt, am jüngsten Tage, wie auch Hieronymus richtig umschreibt, so kann nach der einheitlichen Aussage der Schrift nichts anderes gemeint sein als, er wird mich auferwecken. So ist Luthers Uebersetzung (nun vorerst die von B. 25.) wegen ihres rechten Sinnes, dann wegen ihrer edlen, volksgemäßen Verständlichkeit beizubehalten und zu vertheidigen, ihre Umänderung, sei es auch nur in veränderter Uebersetzung des *jakum*, abzuweisen. Sie hat den großen Vorzug in ihrer umschreibenden Art, daß sie in B. 25. schon deutlich auf den Fortschritt und die Entwicklung der folgenden Aussagen hinweist, und zugleich die Auslegung abwehrt, daß *jakum* Christi Auferstehung aussage, die vielmehr in dem *u*, er lebet, ausgesprochen ist.¹⁾ Wie bemerkt, ist das Stehen des Erlösers als der Letzte der Auffassung, *jakum* heiße, er wird als der Letzte auferstehen, entgegen. Luthers Uebersetzung ist hier aber auch gemäß der kirchlichen Treue festzuhalten. So viel ich sehe, hat sie nur noch die schwedische Bibel. Seit man anfing, diese Uebersetzung zu verbessern, ist ein wahres Wirrsal von Uebersetzungen entstanden, eine bodenloser (in dogmatischer Beziehung), oder nichtsagender (in exegetischer Beziehung oder in beiden), oder sprachlich verunstalteter, als die andere. Es ist, als wenn die Geschichte der Uebersetzung unserer Stelle ein Spiegelbild der Zeiten selbst abgäbe.²⁾ Dies tritt nun aber noch deutlicher bei Betrachtung und der Uebersetzung des folgenden Verses hervor.

B. 26.: *ואחר ... אלוה*. Und werde darnach mit meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische Gott sehen (Luther). Hieronymus und Luther übersetzen *achar* mit darnach (hernach), das *nikesu* mit werden umgeben werden, passivisch. *Achar* steht nun hier in der Zeitfolge mit Zurückbeziehung (wie auch Stickei bemerkt) auf das *acharon* in B. 25. Das Erste nämlich ist das Erscheinen des Goel, das darauf oder hernach Folgende, daß Hiob mit seiner Haut umgeben werden wird. Es ist nur zu beklagen, daß man die richtige Uebersetzung des *achar*, wie sie Hieronymus und Luther geben, nämlich mit hernach, darnach, verließ, und dafür *achar* als Präposition gleich *post*, nach, faßte, und also „nach meiner Haut“

1) So bemerkt auch Benhebraus (+ 1286, Scholien) zu der syrischen Uebersetzung des 25. Verses: „Entweder weißagt er von der Menschwerdung des Herrn, oder weist auf sein letztes Kommen hin, oder darauf, daß, wenn meine Züchtigung ein Ende genommen hat, über mir mein Erlöser lebendig und mich heilend erscheint.“ Der Hinweis auf das letzte Kommen ist das allein Richtige.

2) Unsicherheit des Besitzes; dessen Nichtachtung; Widerspruch; Verwerfung! — Aber in edler Einfalt, die eher bewundert, als nachgeahmt werden kann, ruft J. Gerhard aus: „Wenn es wegen gewissen dürftigen Vernünfsteleien einem jeden erlaubt ist, von der Einfalt des Buchstabens und dem einstimmigen Consensus der Kirche abzuweichen, so bleibt keine Gewißheit mehr in den Artiteln des Glaubens, welche aus der Schrift erwiesen werden müssen.“ (VIII, 401.)

übersezte. Aber wie *achar* in adverbialer Bedeutung allein einen richtigen und von Sprachwang freien Sinn gibt, und mit dessen Fassung als Präposition man sich so recht die Hindernisse selbst in den Weg wirft, so ist auch der Gebrauch des *achar* als Adverbium vollständig bezeugt. Gen. 18, 5. spricht Abraham: Darnach (*achar*) sollt ihr fortgehen. 2 Mos. 5, 1. heißt es: Darnach (*achar*) gingen Mose und Aaron hinein. Vergleiche auch 4 Mos. 19, 7.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Der Islam in Africa. Unter dieser Ueberschrift finden wir einen interessanten Artikel in der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“. Der Artikelschreiber steht offenbar nicht im Centrum des Christenthums, schildert aber offenbar die äußere Sachlage im Ganzen richtig. Der Artikel lautet: Nur wenige kennen die wirkliche und noch gegenwärtige Macht des Islam. Im Allgemeinen bildet man sich meist ein, daß diese Religion nahe am Verschwinden sei, wie die Reiche, welche durch die Energie ihrer Anhänger und die militärische Macht der ersten Völker gegründet wurden, die durch den Propheten von Mekka und seine ersten Schüler für den Muhammedanismus gewonnen waren. Denn sobald sich die arabischen Stämme zu dem neuen Glauben bekehrten, wurden sie zum Kriege verwandt und ausgebildet. Eine bis dahin bei den Völkerschaften der arabischen Halbinsel unbekannte Disciplin gab diesen neuen Kriegsschaaren eine solche Kraft, daß sie sehr bald nicht allein gegen die Macht der byzantinischen Kaiser kämpfen konnten, sondern auch gegen die wilden Stämme, welche Nordafrika bewohnten, so daß sie dieselben besiegten und ihnen den Islam aufzwangen an Stelle des entarteten Christenthums, welches das Ur-Christenthum der ersten Kirche in Egypten, der lyrenäischen Landschaft Nordaflicas und den verschiedenen Ländern an den Küsten des mittelländischen Meeres bis zu den Ufern des Oceans ersetzt hatte. Die muhammedanischen Reiche nehmen mehr und mehr denselben Gang, welchen die Reiche der Perser, der Römer u. dgl. gegangen sind, — nämlich den des Untergangs. Aber gilt dies auch von der muhammedanischen Religion? O nein! Es ist eine Thatsache, deren Wahrheit alle modernen Reisenden bezeugt haben, daß der Islam, trotz seiner gegenwärtigen Entartung, doch noch einen staunenswerthen Eroberungsgeist und überraschenden Ausbreitungstrieb hat, der allen denen zu denken gibt, die Africa für das Christenthum gewonnen sehen möchten. Während in unsern Tagen die Missionsgesellschaften noch darüber studiren, wie und mit welchen Mitteln sie ernsthaft die geistige Eroberung Africas unternehmen könnten, da haben die Muhammedaner schon einen Theil der Ostküste des großen Continents für ihren

Glauben gewonnen; sie sind ferner bis zum Congo vorgebrungen und man findet die Befenner des Islam selbst am Cap der „Guten Hoffnung“. Niemals seit dem Tode des falschen Propheten von Mekka haben seine Jünger so viel gethan, um die Völker, welche nach dem von den Muhammedanern gebrauchten Ausdruck noch „Ungläubige“ sind, für ihre Religion zu gewinnen. Und diese Bezeichnung verdienen in ihren Augen nicht nur die Heiden, die Bhuddisten, die Jünger Brahmas, die Anbeter von Sonne und Feuer, sondern auch die Juden und die Christen, welche ebenfalls nach dem Glauben jedes guten Muhammedaners zur Hölle gehen, um für ihren Unglauben an den Propheten Muhammed zu büßen. Der Koran enthält hierüber zwei Verse, von denen der eine dennoch den Juden und Christen den Eingang in den Himmel zuerkennt, während der andere sie verdammt, auf ewig unglücklich und von dem Aufenthalte der Seligen ausgeschlossen zu bleiben. (S. II, 59. u. S. III, 79.) Man muß gestehen, daß der erste Vers von den Arabern wenig gekannt ist, und daß sogar viele von ihnen so weit gehen, zu sagen, er sei nicht von dem Propheten dictirt und wäre nichts anders als eine Textfälschung. Der zweite Vers dagegen ist allgemein gekannt von den Muhammedanern, denen er von ihrer frühesten Kindheit an gelehrt wird, sie glauben alle an die ewige Verdammniß der Juden und der Christen. Die Muhammedaner haben in Cairo ein großes College geschaffen, auf welchem eine sehr große Anzahl junger Leute studiren, die dazu bestimmt sind, die demoralisirenden Religionslehren des Korans in der Welt auszubreiten. Das Wort „demoralisirende Lehren“ mag für diejenigen überraschend sein, welche sich naiver Weise vorstellen, daß der Koran eine gewisse moralisirende Kraft besitze neben einigen unmoralischen Lehren, die sich darin finden. Es ist ja unleugbar, daß der Koran Wahrheiten enthält über Gott, über die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung, über den äußeren Cultus und andere Lehren; aber neben diesen Wahrheiten: wie viel grobe Irrthümer, wie viel gefährliche Lehren enthält er, die in der muhammedanischen Welt die Verderbtheit, welche thatsächlich in ihr herrscht, hervorgebracht hat, und nur von einigen unter ihnen verurtheilt wird! Man beurtheilt gewöhnlich einen Baum nach seinen Früchten, und die Früchte des Korans sind in jenen Ländern zu sichtbar, um leugnen zu können, daß sie greulich sind. Es gibt bestimmte Verse, welche nur zu sehr den Geschmack der Orientalen begünstigen, die nur eine Sache wünschen: sich während ihres ganzen Lebens den größten Ausschreitungen hingeben zu können. In dem College von Cairo befinden sich gegenwärtig nahe an 10,000 Studenten, eine Zahl, die übertrieben erscheinen könnte, aber dennoch genau ist. Diese Studirenden sind von jeglichem Alter. Ihre Kleidung und Nahrung ist sehr einfach. Ihre einzige Beschäftigung ist das Studium des Korans, den sie auswendig lernen; sobald sie ihn gelernt haben, begeben sie sich in ihr Arbeitsfeld, als einziges Gepäck nur ein Exemplar ihres heiligen Buches mit sich führend, und ein Kameel als Beförderungsmittel benutzend. In-

telligent, thätig und gründlich fanatisch, begeben sich diese Söhne des Islam in die Wüsten, reisen durch die Sahara und den Sudan, dringen bis in das Innere Asiens vor, besuchen den Malaischen Archipel und die Inseln Oceanians und verkünden, wohin sie kommen, allen Menschen, daß allein die tägliche Wiederholung der religiösen Formel: „Es gibt nur Einen Gott, und Muhammed ist sein Prophet“ ein Anrecht auf einen Platz im Paradiese gibt, wo man alles haben werde, was das Herz begehrt. Diese fanatischen Islamverkündiger machen ihre Missionsreisen nicht ohne Beschwerden, im Gegentheil, sie haben zahllose Entbehrungen zu erdulden. Vielfach sind sie dem Hunger und Durst ausgesetzt und einer glühenden Sonne in den unfruchtbaren und baumlosen Ebenen der Sahara und des Sudan. Dennoch machen sie ihre Routen unaufhaltsam weiter, aufrecht erhalten durch ihren Fanatismus und ihren Haß gegen alles andere, was nicht muselmännisch ist. Wie könnte die Christenheit an ihrem Beispiele Selbstverleugnung lernen! Wie verhältnißmäßig gering sind, diesen Bemühungen zur Ausbreitung des Muhammedanismus gegenüber, die Arbeiten der verschiedenen christlichen Kirchen, um Africa dem Kreuze zuzuführen! Entschließt man sich jetzt nicht bald zu einem energischen Vorgehen, so wird Africa in zwanzig Jahren, bis auf kleine Gebiete, vollständig muhammedanisch sein und dann wird es zu spät sein, das zu thun, was in unsern Tagen leicht gethan werden könnte: durch die Jünger Jesu Christi den großen schwarzen Welttheil in Besitz zu nehmen, der jetzt von allen Küsten offen und von allen Seiten zugänglich ist für die treuen Boten des Evangeliums.

Das Papstthum und die Hohenzollern. In Deutschland ist kürzlich eine Schrift erschienen, in welcher auf die Verdienste der Jesuiten um die Promotion des Kurfürsten von Brandenburg zum König von Preußen hingewiesen wird. Dem gegenüber veröffentlichen nun deutschländische Zeitungen die Ansprache, welche der Papst Clemens XI. (1700—1721) am 18. April 1701 an die versammelten Cardinäle richtete. Die Ansprache lautet: „Es ist uns mitgetheilt worden, daß Friedrich, Markgraf von Brandenburg, vermittelst eines frechen und bisher unter Christen nahezu unerhörten Sacrilegiums sich den Namen und Insignien eines Königs von Preußen angemacht hat, unter Verachtung der Kirche Gottes und durch einen strafwürdigen Bruch des Rechtes, welches in dieser Provinz dem deutschen Orden zusteht. Er hat sich durch diese Handlung schamloser Weise der Zahl Derjenigen beigegeben, welche jenes göttliche Wort verdammt: „Sie haben geherrscht, aber nicht durch mich! Sie haben sich zu Fürsten gemacht, aber ich habe es nicht gewußt!“ Bis zu welchem Grade eine solche Handlung den apostolischen Stuhl beleidigt und den heiligen Canones widerspricht, welche befehlen, daß ein feyerlicher Christ die Gewalt niederlegen soll, statt zu neuen Ehren erhoben zu werden, dafür ersparen uns eure ausgezeichnete Frömmigkeit und euer wohlbekannter Eifer die Beweisführung“ (natürlich!). „Indeß wollen wir euch nicht in Unwissen-

heit darüber lassen, daß wir diese Schandthat nicht bemäntelt haben: vielmehr haben wir, um das Nothwendigste so viel als möglich zu thun und entsprechend den Pflichten unseres Amtes, durch Briefe an die katholischen Fürsten dieses freche und gottlose Attentat öffentlich verdammt.“

Ueber den Tempel des Jaggernäth findet sich in No. 12 des „Leipziger Missionsblattes“ die folgende Mittheilung: Jaggernäth, sprich: Dschagernäth, d. h. Herr der Welt, ein anderer Name für Krischna, war in früheren Zeiten der in Europa am meisten bekannte Hindu-Göze. Von den zahlreich besuchten Festen dieses Gözen, seinen Umzügen auf einem Gözenwagen und den dabei stattfindenden grausamen Gebräuchen konnte man früher viel lesen in den Missionsblättern. Aber in neuerer Zeit ist die Glorie dieses Gözen stark im Verbleichen begriffen. Deshalb dürfte der nachstehende Bericht aus der Feder eines Augenzeugen, des englischen Missionars Miller, unsern Lesern von Interesse sein. Derselbe schreibt in dem „Missionary Herald,“ December '91: Der Tempel des Jaggernäth in Puri in der Provinz Orissa, nahe dem bengalischen Meerbusen, wurde, so wie er jetzt ist, im Jahre 1198 nach Christo vollendet. Man baute an ihm zwei Mal so lang als am Tempel Salomonis und gab dafür 10 Millionen Mark aus. Der Tempel steht in einem ummauerten Tempelhof, dessen granitne 20 Fuß hohen Umfassungsmauern 652 Fuß auf der Längenseite und 630 auf der Breitseite messen. Innerhalb dieses Vierecks stehen etwa 120 kleinere Tempel, die den hauptsächlichsten Gözen geweiht sind, welche die Hindus jetzt verehren, so daß jeder Pilger, welcher Secte er auch angehören mag, hier seinen Lieblingsgott vorfindet. Der hohe, kegelförmige Thurm, der sich über alle andern Thürmchen 192 Fuß hoch wie ein „kunstvoll ausgemeißelter Zuckerhut“ erhebt, und oben ausläuft in das Rad, das Sinnbild des Wischnu, bedeckt den Schrein des Jaggernäth, wo er thront, mit Juwelen bedeckt, zu seinen Seiten sein Bruder Balabhadra und seine Schwester Subhadra. Die Bilder dieser Gözen sind unbearbeitete Klöße, 5 Fuß hoch, nur oberhalb der Taille die Form einer menschlichen Büste tragend. Statt der Arme ragen aus den Schultern dieser Gözen zwei kurze Stumpfen hervor, an welche man bei feierlichen Umzügen goldene Hände befestigt. Der nächste Thurm vor dem höchsten Thurme ist über der „Audienz-Halle“ erbaut, wo die Pilger sich versammeln, um die Gözen zu schauen. Vor diesem steht die „Säulenhalle“, wo sich die Musikanten und Tanzmädchen aufstellen. Daran stößt dann weiter die Opferhalle, wo die Opfergaben an Früchten, Blumen und allerlei Gewürzen niedergelegt und von den Priestern in Empfang genommen werden, um sie den Gözen vorzulegen. Der äußerste Thurm ist der östliche und Haupteingang in das Tempelviereck, genannt Singa-dwāra, d. h. Löwenpforte. Vor diesem Thurm steht ein uralter, aus einem Stein ausgehauener Pfeiler, der früher lange Zeit vor dem Sonnentempel zu Kanarak, 20 Meilen nördlich von Puri, stand. Das Gebäude mit dem doppelten Dach rechts von dem Löwenthor heißt Srian

Mandugs, d. h. Badepfatz, wo die Götzenbilder öffentlich gebadet werden, ehe sie frisch angestrichen oder für einen Umzug geschmückt werden. Jaggernath erscheint öffentlich nur an den Wagen- und Badeseiten. Der Götze muß nämlich auf hohem Wagen öfters einen Umzug in Puri machen, damit, wie die Brahmanen sagen, auch die Leute niedrigster Klasse, welche sonst den Tempel gar nicht betreten dürfen, das Antlitz des Jaggernath sehen und dadurch die Seligkeit erlangen mögen. Der freie Platz vor dem Tempel ist der große Versammlungsort der Pilger, der auf allen Seiten mit Kaufläden eingeschlossen ist. Dort beginnt die breite, sandige, eine Meile lange Tempelstraße, auf der die Götzenwagen zu dem Gunditscha-Tempel oder Gartenhaus, ihrem Endpunkte, gezogen werden. Diese Götzenwagen sind 45 Fuß hoch, unten ein Viereck von 35 Fuß Länge, das auf 16 Hauern, jedes 7 Fuß im Durchmesser, ruht. Sie werden vor dem Lomenthor nur die Processionen hergerichtet und mit seidenen und golddurchwirkten bunten Tüchern und Fahnen geschmückt. Die Götzen werden auf die schimpflichste Weise aus dem Tempel herbeigeschleppt. Man bindet dem Jaggernath einen Strick um den Hals und stößt und schleift ihn hin zum Wagen, auf den er mit Stricken hinaufgezogen wird, wie ein gewöhnliches Stück Holz. Oben bindet man ihn auf seinem Sitze fest. Der erste Anblick des oben thronenden Jaggernath und der erste Anblick des Wagens ruft unter den versammelten Tausenden den größten Jubel hervor. Aller Augen richten sich auf ihn und voll Entzücken heben sie ihre Hände empor, um ihn zu verehren; aus tausend Rehlen kommt der einstimmige Jubelruf: „Jaggernath Swami ke joy“ (Sieg dem Herrn Jaggernath!). Dabei ertönt schrille Tempelmusik vor und hinter dem Wagen: Trommelwirbel, Cymbellklang; dazu das Geschrei der Priester, die in unaussprechlich rohen Ausdrücken die langen Reihen derer, die den schweren Wagen an dicken Seilen ziehen, zu immer größeren Anstrengungen anfeuern. In diesem wahnsinnigen Höllenpul und Heidenlärm sehen wir einen der größten Triumphe des Satans über die Menschen, wie denn auch der ganze Götzendienst mit solch abscheulichen (besonders unzünftigen) Gebräuchen verbunden ist, daß man gar nicht davon reden kann. Deshalb freuen wir uns, daß die Zahl der Festpilger, die man früher alljährlich auf 1 Million, oder nach andern auf 200,000 berechnete, in den letzten Jahrzehnten bis auf 25,000 herabgesunken ist. Noch immer kostet diese Pilgerfahrt einer großen Anzahl von Menschen das Leben, in Folge von unter den Pilgern ausbrechenden Krankheiten, so daß man berechnet hat, daß jährlich durchschnittlich 10,000 Menschen dadurch um's Leben kamen. Man kann deshalb mit Recht sagen, daß dieser ganze Götzendienst des Jaggernath (wie überhaupt aller Götzendienst, v. u. M.) ein Fluch für Indien geworden ist. Missionar Lacey von Mattad schreibt: „Puri ist die Pforte der Hölle, aus welcher freche Gotteslästerung, Bosheit und leibliches und geistiges Elend bis zu den Enden des Landes sich ausbreiten.“ Gott Lob! scheint der Verfall des Tempels nicht fern zu sein.

Das Gebäude droht schon seit langer Zeit einzustürzen (obgleich die jährlichen Einkünfte des Tempels sich auf 310,000 Rupien belaufen sollen. D. H.). Die Regierung hat deshalb gedroht, das Innere des Tempels schließen zu lassen, wenn nicht die nothwendigen Reparaturen alsbald vorgenommen würden. Diese Drohung hat die Priester und die Anbeter des Jaggernath aus ihrer Trägheit aufgeschreckt und sie veranlaßt, schleunigst die Reparatur der beschädigten Stellen in Angriff zu nehmen. Sie haben sich deshalb an alle Hindus in ganz Indien mit der Bitte um 300,000 Rupien gewendet. Sie sagen in dem Aufruf: „Der heilige Altar wird gänzlich aufhören zu existiren, wenn nicht baldigst prompte Maßregeln zu seiner Erhaltung getroffen werden.“ Aber man glaubt, daß, wenn auch diese Summe aufgebracht werden sollte, der Verfall doch schon zu weit vorgeschritten ist, als daß er ganz aufgehalten werden könnte. Gewiß wird jeder christliche Leser mit in das Gebet einstimmen, daß der Tempel so verfallen möge, daß kein Stein auf dem andern bleibe. (Aber noch mehr ist zu wünschen, daß die Anbeter des Jaggernath zum wahren, lebendigen Gott befehrt werden. L. u. W.)

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Zwischen den Synoden von Wisconsin, Minnesota und Michigan sind nach dem Bericht des „Gemeinde-Blattes“ die folgenden Punkte vereinbart worden: 1. Die drei Synoden von Wisconsin, Minnesota und Michigan schließen sich zusammen unter dem Namen: Allgemeine ev. luth. Synode von Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St. 2. Die drei bisher bestehenden Synoden bilden zunächst drei Districte. 3. Die Allgemeine Synode soll eine Druckerei und eine Buchhandlung haben. 4. Die Allgemeine Synode soll ein gemeinsames Kirchenblatt, eine theologische Zeitschrift, eine Schulzeitung, einen Kalender haben und Kirchen- und Schulbücher veröffentlichen. Alle officiellen Bekanntmachungen und Berichte werden im allgemeinen Kirchenblatt veröffentlicht. Die Titel der von den Districten herausgegebenen Schriften sollen lauten: Herausgegeben von dem . . . District der . . . 5. Die innere Mission treibt jeder District für sich, aber unter Aufsicht der Allgemeinen Synode, welche über die zur Unterstützung dargebotenen Kräfte und Mittel disponirt. 6. Alle bisherigen Rechte verbleiben den Synoden, so lange sie nicht ausdrücklich der Allgemeinen Synode übertragen werden. 7. Die Allgemeine Synode soll die Aufsicht und Leitung der bestehenden und noch zu gründenden Anstalten haben. Dazu gehören: ein allgemeines theologisches Seminar, ein allgemeines Gymnasium und Lehrer-Seminar in Wisconsin, je ein Gymnasium und Proseminar in Minnesota und Michigan. 8. Die Anstalten verbleiben so lange Eigenthum der Districte, bis sie freiwillig dem allgemeinen Körper übergeben werden.

Anschluß der Michigan-Synode an die Synodalconferenz. Ueber die diesjährige Versammlung der Michigan-Synode theilen wir, weil uns gerade kein anderer Bericht vorliegt, Folgendes aus „H. u. Z.“ mit: Dieser Körper hielt seine dies-

jährige Versammlung vom 16. bis 21. Juni in Saginaw, Mich. Dieselbe war beinahe vollständig besucht von Pastoren und Delegaten. Fast alle bisherigen Beamten verblieben in ihren Stellungen, darunter Pastor C. A. Lederer als Präses und Pastor A. Moussa als Secretär. Dem „Synodalfreund“ entnehmen wir, daß die geplante Vereinigung mit der Wisconsin- und der Minnesota-Synode, sowie Anschluß an die Synodalconferenz beschlossen ist. Jenes Blatt berichtet darüber also: „Nach vollzogener Wahl ging man über zu der wichtigen Besprechung der früher geplanten Vereinigung unserer Synode mit der von Wisconsin und Minnesota. Dabei handelte es sich zuerst um den Anschluß an die Synodalconferenz, weil die beiden genannten Synoden zu derselben gehören. — Bei den Verhandlungen wurde betont, daß die Gemeinden durch den Anschluß an die Synodalconferenz keineswegs in ihren Rechten geschmälert oder verkürzt werden (wie etliche Delegaten befürchteten); die Synodalconferenz ist nur ein beratender Körper; Gottes Wort allein ist Richtschnur und Regel, wie für die einzelnen Christen, so für ganze Gemeinden und Synoden. Diesem Worte unsers großen Gottes haben wir uns zu unterwerfen, ob wir als Synode allein stehen oder in Verbindung mit andern rechtgläubigen Kirchenkörpern dem Reiche Gottes dienen. ‚Wer anders lehret und lebet, denn das Wort Gottes lehret, der entheiligt unter uns den Namen Gottes. Davor behüt’ uns, lieber himmlischer Vater!‘ — Die Delegaten baten um eine Conferenz, um diese Angelegenheit unter sich berathen zu können, was ihnen auch gewährt wurde. Am andern Morgen berichteten sie, daß sie dem Anschluß an die Synodalconferenz sämmtlich beistimmten. Hierauf wurde diese so wichtige Angelegenheit zum Synodalbeschluß erhoben und die Bestimmung der Delegaten zur Synodalconferenz getroffen. Dieselben sind: Präses Lederer, Director Huber und Lehrer Sperling. Das Project zur Vereinigung der drei genannten Synoden bildete nun den Gegenstand einer eingehenden Berathung. Das Wort Gottes ermahnet uns: ‚Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist, durch das Band des Friedens.‘ Diese Ermahnung gilt sowohl den einzelnen Christen in den Gemeinden, als auch den Gemeinden zur Bildung von Synoden, und den Synoden zur Beförderung der christlichen Eintracht. Einigkeit macht stark. Wenn wir vereint das Werk der Erziehung zum Predigamt betreiben, vereint das Werk der innern und äußeren Mission führen, so vermag Größeres erzielt zu werden, als wenn die Kräfte zersplittert sind; wir vermögen mächtiger dem Feinde zu begegnen, als wenn wir vereinzelt dastehen. Dies wurde allseitlich anerkannt und mit Freuden stimmte man der Vereinigung bei.“ Ein Waisenhaus und Altenheim soll gegründet werden. Eine Commuttee soll nächstes Jahr darüber berichten. Zwei Brüder Namens Fowler haben in Marion 60 Acker Land zu diesem Zweck angeboten und ferner sind schon \$500 für die Gründung einer solchen Anstalt vorhanden.

Die Iowa-Synode und Luthers Lehre von der Inspiration. Im letzten Heft der iowaischen „Kirchlichen Zeitschrift“ (Bd. 16, S. 27) wird Luther dieselbe Lehre von der Inspiration zugeschrieben, welche die modernen Theologen im Gegensatz „zu den Dogmatikern des 17. Jahrhunderts“ vertreten wollen. Der iowaische Schreiber sagt von Luther: „So hält er (Luther) immer die Inspiration der heiligen Schrift fest, gibt aber im Einzelnen Menschlichkeiten zu . . . von dem Princip ausgehend, daß der Heilige Geist die Freithätigkeit der heiligen Schriftsteller sowohl geweiht als geleitet habe, so daß dem Geist nach der ganze Inhalt Gotteswort ist, im Einzelnen, Nebensächlichen, Untergeordneten aber Widerspruch vorkommen könne.“ Es ist wahrhaft empörend, mit welchem Leichtsinne der Schreiber Aussprüche Luthers citirt, um Luther zum Patron der modernen Lehre von der Inspiration zu machen. Die Stellen sind durchaus aus dem Zusammen-

hang gerissen und berühren entweder gar nicht die Lehre von der Inspiration — so z. B. die primo loco angeführte Stelle aus Luthers Vorrede zu Lufs Annotationes¹⁾ — oder aber sie sagen, in ihrem Zusammenhang betrachtet, durchaus nichts von einem Irrthum der Schrift. Für letzteres nur ein Beispiel. Der Iowaer schreibt: „Ueber Gal. 3, 17. (430 Jahre) zu Gen. 15, 13. (400 Jahre) cf. Ex. 12, 40. sagt Luther zu Gen. 15, 13.: „Daß hier auch der Historienschreiber die Zeit nicht so genau und eigentlich rechnet.“ Damit will er beweisen, daß Luther der heiligen Schrift Irrthümer zuschreibe. Luthers Worte lauten im Zusammenhang also: „Daß aber hier die Schrift nur gedenkt der vierhundert Jahre, geschieht darum, daß sie die Zeit nicht so genau und eigentlich rechnet (lateinisch: non exacte supputat tempus), sondern zeigt an, daß das Volk etwa (lateinisch: circiter, ungefähr)-vierhundert Jahre in der Fremde sein werde. Denn so thun wir es auch oft; wir zählen manchmal etwas genau, manchmal nicht so genau (lateinisch: aliquando definite, aliquando indefinite numeramus aliquid).“²⁾ Wo nimmt Luther hier einen Widerspruch an? Ist es nicht ein unverantwortlicher Leichtsinns, so Luther zu citiren und auf solche Citate hin dem Reformator zuzuschreiben, derselbe nehme Widersprüche in der Schrift an? Doch wir werden später noch näher auf die iowaischen Luthercite, bei denen notabene nie Band und Seitenzahl einer Lutherausgabe angegeben ist, eingehen. Für heute bemerken wir nur noch Folgendes: Geht man in der iowaischen „Zeitschrift“ so leichtsinnig und gewissenlos mit den Citaten aus Luther um, wie ist es da zu verwundern, daß man in derselben Nummer der Zeitschrift in derselben Gewissenlosigkeit von den „Missouriern“ sagt, „daß sie Gott einen sich selber widersprechenden Willen andichten“! Was in aller Welt plagt denn neuerdings wieder die iowaischen Wortführer! Es scheint, als ob die alte Zweideutigkeit und Unwahrhaftigkeit innerhalb dieser Synode wieder besonders zur Herrschaft käme. Durch mehrere Nummern der „Kirchlichen Zeitschrift“ geht ein Artikel unter der Ueberschrift „Missourisches Schriftprincip“, der ein solches Gemisch von Thorheit und bösem Willen ist, daß wir hier öffentlich erklären: wir haben uns geirrt, als wir eine Zeitlang an die Möglichkeit dachten, daß in der Iowa-Synode ein besserer Geist die Oberhand gewinnen könnte. F. B.

Verlegung des theologischen Seminars der Generalsynode nach Washington.

Es ist in letzter Zeit in generalsynodistischen Kreisen viel darüber verhandelt worden, ob es nicht rathsam sei, das theologische Seminar von Gettysburg nach Washington zu verlegen. Die Aufsichtsbehörde ist für die Verlegung. Wir würden es bedauern, wenn der Plan sich verwirklichte. Es befände sich dann in der Bundeshauptstadt ein Seminar, welches vom Lutherthum wenig mehr als den Namen hat. Dieses Namenlutherthum würde sich aber als Vertreter der ganzen lutherischen Kirche aufspielen. Sodann ist zu befürchten, daß diese „lutherische“ Anstalt neben der katholischen Universität in Washington auch äußerlich eine klägliche Rolle spielen würde. F. B.

Das „New York Ministerium“ hat bei seiner diesjährigen Versammlung das Resultat des Colloquiums mit der Buffalo-Synode gutgeheißen. Die Synoden erkennen sich als Schwester synoden an, pflegen Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft und wollen fernerhin freie Conferenzen halten. „Delegatenwechsel hielt die Synode nicht für nöthig.“ — Das „Ministerium“ hat eine eigenthümliche Weise, Synodalgelder zu collectiven, wie aus folgendem Bericht über die letzte Synodalversammlung hervorgeht. „D. u. Z.“ berichtet: „Die Summen, welche die Synode

1) Vergl. Lehre und Wehre 1885, S. 329 ff.

2) St. Louis Ausg. I, 959. 960. Erl. Ausg. III, 316.

von jeder Gemeinde für das nächste Jahr erwartet, wurden vorgelesen, und beschlossen, dieselben mit Beifügung der im letzten Jahr angelegten Summen und der aufgebrachten Gelder in den Verhandlungen zu drucken und die Conferenzen zu beauftragen, solche Pastoren, die die Summe nicht aufgebracht haben, zu bitten, den Grund dafür anzugeben.“ Wie etwa die Synode die Beiträge auf die Gemeinden vertheilt, ist aus folgendem Auszug des Berichts von „S. u. Z.“ zu ersehen: „Am Nachmittag wurde der Bericht des Executiven Committee's weiter verathen. Der von demselben unterbreitete Plan, gemäß welchem die Funderung der Professur im theologischen Seminar zu Mount Airy vervollständigt werden soll, wurde sorgfältig geprüft. Derselbe theilt die noch zu erhebenden \$20.000 auf die Gemeinden aus, im Verhältniß von 20 Procent von deren Jahreseinnahmen für Gemeindef Zwecke und bestimmt ratenweise Zahlungen, die sich über 10 Jahre erstrecken mögen. Es fallen nach diesem Plan von \$25.00 bis zu \$1500.00 auf die einzelnen Gemeinden. Der Plan wurde mit großer Einmüthigkeit angenommen.“ J. P.

Dr. Hilprecht, Professor der alttestamentlichen Exegese am Seminar zu Philadelphia, hat nach ganz kurzer Wirksamkeit resignirt. Die Angelegenheit kam bei der Synode zur Sprache. Es scheint, daß Prof. Hilprecht Anforderungen an die Zeit und Kraft der Studenten stellte, welche die übrigen Glieder der Facultät für übertrieben hielten. Wer Recht hat, vermögen wir aus der Ferne nicht zu beurtheilen. Namentlich wissen wir auch nicht, wie weit die sprachliche Vorbildung der Studenten des Seminars reicht. Die alt- und neutestamentliche Exegese — auf Grund des Originaltextes — wird überall dort für die betreffenden Lehrer eine crux bleiben, wo der Durchschnitt der Studenten nicht die nöthige sprachliche Ausbildung mitbringt. Nach unserer Erfahrung gelingt es immer nur einigen wenigen besonders begabten und energischen jungen Leuten, das auf dem Gymnasium (College) Versäumte beim Studium der Theologie nachzuholen. Das Fundament für das „theoretische“ theologische Seminar bilden die Colleges, welche eine künftige klassische Bildung vermitteln. J. P.

Bei der General-Assembly der südlichen Presbyterianer kam zur Sprache, ob beim Abendmahl gegohrener oder ungegohrener Wein zu gebrauchen sei. Die große Majorität der Delegaten stimmte für den gegohrenen Wein.

Die Methodisten über Prediger und Predigtamtsandidaten. Bei der diesjährigen Generalconferenz der bischöflichen Methodisten wurde den Delegaten eingeschärft: Unsere theologischen Schulen erfordern eure sorgfältigste Aufmerksamkeit. Zunächst gilt es, strenger zu wachen gegen die Zulassung ungeeigneter Personen. Das gebildete Element unserer Gliederschaft wird sich nicht auf die Dauer mit einem ungebildeten Predigtamt zufrieden geben. Selbst die treueste kirchliche Loyalität ist nicht im Stande, den Widerwillen zu überwinden, welcher erregt wird durch Anhörmüssen von Predigern, welchen die nöthige Bildung zur Belehrung der Gemeinde abgeht. Wir müssen der Nachfrage nach einem gebildeten Predigtamt Rechnung tragen. Kein anderes ist der gegenwärtigen und zukünftigen Zeit gewachsen; doch müssen wir je länger je mehr Gewicht legen auf die göttliche Befähigung dazu durch persönliche Heilserfahrung.“ — Ueber die Prediger wurde gesagt: „Was unserer Kirche jetzt noth thut und für alle Zukunft vornehmlich sein wird, das sind charakterstarke, gottgeweihte, ernste Männer, die das Evangelium aus Ueberzeugung und Erfahrung predigen und die solch einen Reichtum in dessen großen Heilswahrheiten finden, daß sie nicht dadurch ihr heiliges Amt entweihen, daß sie sich populär zu machen versuchen durch evangeliumsarme Kunstproducte an Stelle des lautereren Wortes vom Kreuze; Männer, die dermaßen im hohen Beruf der Seelenrettung aufgehen, daß sie nicht den Mantel nach dem Winde hängen oder

herabzinken können zu bloßen sensationellen Demagogen. Männer brauchen wir, deren Eifer um die Wahrheit ihnen keine Zeit laßt zum Faulenzen, und die jene Weihe, welche sie nur denen aufträgt, welche im innigsten Zusammenhang mit Gott stehen, an sich tragen und mit sich hinauf auf die Kanzel und hinaus unter das Volk, wo sie mit ihm in Berührung kommen, auf den Marktplätzen und in den Wohnungen. Mit bloßen Anstellungsuchern, mit faulen Knechten und hohlen Maulhelden ist der Kirche nicht gedient an ihren Altären, am Steuer und an ihren Wachtthürmen. Männer muß sie haben, geistesstarke, mannhafte, überzeugungstreue, ernste Männer, die leben und sterben können für die Wahrheit; keine Treulose, keine, die müßig am Markte stehen, die nur an sich denken und stets mit dem Fernrohr nach allen Richtungen blicken, ob sich nicht irgend eine Gelegenheit biete zur Hoherbeförderung, oder zu sonstigem persönlichem Vortheil; Männer, deren Geist sich mit den erhabensten Dingen befaßt, und die selbst an innerem Werth und Seelenadel wachsen, indem sie bemüht sind, die Menschheit zu heben und am Aufbau des Reiches Gottes mitzuhelfen.

(Theol. Zeitisch.)

Die Methodisten und die "Foreigners". In Bezug auf die nicht englisch redenden Zweige der Methodistenkirche sagt der Bericht vor der Generalconferenz: „Als Kirche ist es unser Ziel, allen Classen der Bevölkerung ein Segen zu sein. Obwohl wir Gottesdienste in den Sprachen vieler verschiedener Nationalitäten halten, so streben wir doch die baldige Americanisirung aller an, welche in das Reich unsers kirchlichen Lebens und Einflusses kommen. Den Grundsatz, die Eingewanderten zu ermuntern, mit ihren Kindern fremdsprachig zu bleiben in Sprache, Schule, Kirche, Geisteskraft und Sitte, betrachten wir beides als unweise und gefährlich. Wir predigen den Ausländern das Evangelium in ihrer eigenen Sprache und gründen unter ihnen Gemeinden, nicht um sie zu hindern Americaner zu werden, sondern um ihnen zu helfen Kinder Gottes zu werden, während aber gleichzeitig auch ihre Americanisirung forschreiten soll. Wir müssen diesen Zweig unsers Werkes aufrecht erhalten, so lange die Einwanderung fortdauert. Aber es ist kein unbedeutender Theil unserer Pflicht, die Leute, die sich um unsere Altäre schaaren, anzuweisen, daß, wenn sie America zu ihrer und ihrer Kinder Heimath erwählt haben, sie in Kleidung, Sprache und Sitte sich so bald als möglich nach den Verhältnissen ihres neuen Heimathlandes richten sollten.“

(Theol. Zeitisch.)

Eine Schutzrede für die moderne Kritik. In der Juli-Nummer der unirten „Theologischen Zeitschrift“ findet sich der erste Theil eines gegen Wellhausen gerichteten Artikels, in welchem der Schreiber (P. D. Becher, die kritischen Künste eines Wellhausen und Consorten als Ausfluß der Feindschaft wider die geoffenbarte Wahrheit bezeichnet. Dies geht der Redaction der „Zeitschrift“ zu weit. Sie fügt deshalb dem Artikel eine Bemerkung bei, deren erster Theil also lautet: „Diese Aufstellungen sind unserer Ansicht nach doch zu weitgehend. Es ist freilich richtig, daß die kritischen Arbeiten über die Schrift nicht gerade Ausdruck des Glaubens an das Schriftwort oder den Schriftbuchstaben sind, daß sie aber nur aus Eitelkeit und Widerwillen gegen die Wahrheit hervorgehen, ist denn doch zu viel gesagt. Sie gehen vielmehr aus dem Streben des Menschen hervor, die Dinge zu begreifen. Dieses Streben ist ebenso in der Naturanlage des Menschen mitinbegriffen, wie das Streben, sich Nahrung und Kleidung zu verschaffen, und es ist darum an sich nicht verwerflich. Es kann allerdings verwerflich werden, wenn es sich mit dem Unglauben verbindet, gerade so wie das Bestreben, sich Nahrung und Kleidung zu erwerben, verwerflich wird, wenn es zur Genußsucht und Franksucht wird. Auf der andern Seite kann sich mit aller formellen Anerkennung des Schriftwortes der Unglaube verbinden, vergl. Marc. 7, 6—13. So stellt auch die römische Kirche die Schrift

unter das Urtheil der Kirche. Damit übt sie die einschneidendste Kritik aus, obwohl sie weder Textkritik noch litterarische Kritik zuläßt. Ebenso übt die confessionalistische Theologie durch ihre praktische Unterstellung der Schrift unter die Kirchenlehre" (dies ist eine Verleumdung der lutherischen Kirche. „L. u. W.“) „eine Kritik aus, die ebensowenig ein Ausfluß des Glaubens an das Schriftwort ist, als die Unterstellung desselben unter die Entscheidung des Papstes. Für den völligen Glauben, wie für den völligen Unglauben gibt es freilich keine kritischen Fragen. Dieselben liegen auf einem Grenzgebiet, das immer vorhanden sein und in der einen oder andern Weise auch immer bearbeitet werden wird, so lange ein Streben nach Erkenntniß in der Christenheit vorhanden ist und der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben fortgeht.“ Die Redaction vergißt hauptsächlich Eins, nämlich, daß die Kritiker in Frage stellen, die Christus längst entschieden hat. Das Treiben der modernen Kritiker ist eine directe Auflehnung gegen Christi Autorität.

J. P.

† **Dr. W. J. Mann.** † Am 21. Juni starb plötzlich zu Boston, Mass., Dr. W. J. Mann, Professor am theologischen Seminar des General Council. Der Verstorbene hat ein Alter von 73 Jahren erreicht.

II. Ausland.

Die Leipziger Pastoralconferenz. Die Leipziger Pastoralconferenz fand auch dieses Jahr im Anschluß an das jährliche Missionsfest „unter zahlreicher Betheiligung von nah und fern“ im großen Saal des evangelisch-lutherischen Vereinshauses statt. Den ersten Vortrag hielt Pfarrer Lic. Leonh. Stählin aus Bayreuth über die brennende Tagesfrage, nämlich über „Christenthum und die heilige Schrift“. Der Referent faßte seinen Vortrag in die folgenden Sätze zusammen: „Das Verhältniß, das zwischen Christenthum und heiliger Schrift besteht, ist ein fünffaches. Zunächst dies, daß die Gewißheit des Christenthums nicht erst auf der Schrift, sondern in sich selbst beruht. Zweitens aber wurzelt die Gewißheit, daß die heilige Schrift das normative Gotteswort ist, in der christlichen Glaubensgewißheit selbst. Drittens ist die Schrift die Urkunde der wunderbaren Ursprungsgeschichte des Christenthums. Viertens bleibt die Gewißheit des christlichen Glaubens über sich selbst die Voraussetzung für das Verständniß der Schrift. Fünftens müßte eine Schriftauslegung, welche die in der Schrift niedergelegte Geschichte der göttlichen Offenbarung, deren Ergebnis das Christenthum ist, in natürliche Geschichte übersetzt, wenn sie Wahrheit wäre, die Verneinung des Christenthums sein, wogegen jedoch das Christenthum, dessen Wahrheit schlechthin in sich selbst gewiß ist, die Verneinung einer solchen Schriftauslegung ist. — Indem die heilige Schrift die normative Urkunde der Heilsoffenbarung ist, ergibt sich die Thatsache ihrer Inspiration, das heißt, einer besonderen Wirkung des göttlichen Geistes, durch welche die heilige Schrift zu dem Zwecke hervorgebracht worden ist, um zur Norm der christlichen Kirche zu dienen. — Auf welche Weise der Act der Inspiration näher zu bestimmen sei, dies ist keine Glaubensfrage, sondern eine Frage der theologischen Wissenschaft. Indem aber die heilige Schrift einerseits das Werk des göttlichen Geistes ist, andererseits ihre thatächliche Beschaffenheit uns zeigt, daß sie ebenso das Product freier menschlicher Thätigkeit ist, so folgt, daß der Vorgang der Inspiration als die Einheit göttlicher Einwirkung und freier menschlicher Activität zu denken ist. Demnach wird keine Inspirationslehre ihrer Aufgabe entsprechen, durch welche entweder der göttliche oder der menschliche Factor der Entstehung der heiligen Schrift oder die Einheit beider verkümmert wird.“ Hier ist alles auf

den Kopf gestellt. Wenn die Conferenzglieder dem Referenten gegenüber die Wahrheit hätten geltend machen wollen, so hätten sie alle Sätze des Referenten geradezu umkehren müssen. Sie hätten etwa sagen müssen: Die Gewißheit des Christenthums beruht nicht in sich selbst, sondern auf der Schrift, da der Glaube nicht auf sich selbst, sondern auf dem Grund der Apostel und Propheten ruht. Auch die Gewißheit, daß die heilige Schrift das normative Gotteswort ist, wurzelt nicht in der christlichen Glaubensgewißheit selbst, sondern ebenfalls auf der heiligen Schrift, die ausdrücklich das *πᾶσα γραφή θεόπνευστος* u. von sich bezeugt. Drittens ist die Schrift nicht bloß die Urkunde der wunderbaren Ursprungsgeschichte des Christenthums, sondern das göttliche Offenbarungswort selbst, an welches, als an die einzige Quelle und Norm des Glaubens, die Kirche bis an den jüngsten Tag gebunden ist. Viertens, das Hangen an der Schrift, das gläubige Hören und Betrachten derselben u., bleibt die Voraussetzung für die christliche Glaubensgewißheit. Fünftens, nicht nur die Schriftauslegung, welche die heilige Geschichte in natürliche Geschichte übersezt, ist eine Verneinung des Christenthums, sondern auch das Christenthum, welches — unter Darangabe der objectiv gewissen, unfehlbaren Schrift — in sich selbst der christlichen Wahrheit gewiß zu sein wähnt, führt consequenterweise zur Verneinung des ganzen Christenthums. — Die Thatfache der Inspiration ergibt sich nicht aus dem Umstande, daß die heilige Schrift „die normative Urkunde der Heilsoffenbarung ist“, sondern umgekehrt: aus der Thatfache der Inspiration, die in der Schrift bezeugt und dem Glauben gewiß ist, ergibt sich, daß die Schrift die untrügliche Norm des Glaubens und Lebens ist. — Der Act der Inspiration ist nicht näher zu bestimmen, als er in der Schrift selbst beschrieben ist. So weit er aber in der Schrift beschrieben ist, ist er auch eine Glaubensfrage, und nicht bloß eine Frage der „theologischen Wissenschaft“. Die theologische Wissenschaft kann mit allen Mitteln, welche sie besitzt, über den Act der Inspiration nicht mehr herausbringen, als über denselben in der Schrift geoffenbart ist. Die heilige Schrift ist nicht einerseits das Werk des göttlichen Geistes und andererseits das „Product freier menschlicher Thätigkeit“, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist, also als Organe des Heiligen Geistes, und das „Product“ ist demnach nicht theils Gottes-, theils Menschenwort, sondern lediglich Gotteswort. Demnach wird keine Inspirationslehre ihrer Aufgabe entsprechen, durch welche der „menschliche Factor“ dem göttlichen zur Erzeugung der heiligen Schrift coordinirt wird. J. P.

Die Ja- und Nein-Stellung der „gläubigen“ Pastoren in Deutschland. Die „Deutsche Ev. Rchztg.“ berichtet: „Auf der am 19. Mai in Insterburg abgehaltenen Pastoralconferenz für Littauen hielt Professor Grau-Königsberg einen Vortrag über das Thema: ‚Zur Inspirationslehre und dem ersten Kapitel der Bibel.‘ Derselbe schied zwischen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes; erstere sei nicht von Irrthümern frei, letzteres aber untrüglich. Das Wesentliche in der heiligen Schrift seien die Heilsgedanken, welche in der Geschichte des Bundes, den der Gott Israels mit Abraham geschlossen und durch die Hingabe seines Sohnes am Kreuze vollendet hat, zum Ausdrucke kommen. Was von zeitlichen und naturwissenschaftlichen Vorstellungen in diese Heilsgedanken, auf die wir im Glauben unser Vertrauen setzen, hineingewirkt ist, sei unvollkommen und vergänglich. Diese Ausführungen wurden dann auf das erste Kapitel der Bibel angewandt und mit einer tiefen Auslegung des Schöpfungsabths als der Hauptsache des ganzen Inhalts der Schöpfungsgeschichte geschlossen. In der Discussion zeigte sich mehrfach Opposition, sie führte zur Annahme folgenden Antrages (P. Pauly-Magmit): ‚Wir nehmen den Vortrag des Professor Grau als einen Beitrag zur Wissenschaft dankbar an, überlassen es

aber der Wissenschaft als solcher, das Problem der Inspirationslehre zu lösen. Wenn wir jedoch nach unserer persönlichen Glaubensstellung gefragt werden, bekennen wir einmüthig, auf dem Grunde der heiligen Schrift als dem Worte Gottes zu stehen.“ — So lange man der theologischen „Wissenschaft“, die das Fundament des Christenthums untergräbt, solche Complimente macht, anstatt sie als das zu bezeichnen, was sie ist, nämlich *Karrheit* — wird man dem Abfall von der Schrift nicht wehren. Wie in aller Welt soll die „Wissenschaft“ dazu kommen, „das Problem der Inspirationslehre zu lösen“! Was weiß denn — abgesehen von der Offenbarung der Schrift — die „Wissenschaft“ von geistlichen, göttlichen Dingen? Welche naiven Vorstellungen von „Wissenschaft“ müssen die Leute haben, welche jagen: „Wir überlassen es der Wissenschaft als solcher, das Problem der Inspirationslehre zu lösen!“

F. P.

Jahresbericht über die Leipziger Mission. Dieser Bericht ist von besonderem Interesse, da nach demselben die Leipziger Mission ihre Arbeit auf Africa auszudehnen gedenkt. Dem „Pilger a. S.“ entnehmen wir die folgenden Angaben: „Auf den Erfolg der Missionsarbeit gesehen, zeigt das vergangene Jahr genau dasselbe Bild wie das ihm vorausgehende. Die Seelenzahl blieb 14,084. Zwar gab es 380 Heidentaufen, und davon allein auf der Station Wülupuram 280, aber desto größer war auf den meisten anderen Stationen der Stillstand oder auch Rückgang. Die im Februar dieses Jahres in Trankebar zusammengetretene Synode nahm davon Anlaß zu einer ernstlichen Verhandlung über die Ursachen dieser Erscheinung. Sie verschwieg nicht, daß sie darin zunächst einen Ruf zur Buße erkenne, aber sie konnte gewiß mit Recht auch darauf hinweisen, daß dieser Stillstand und Rückgang doch nicht auf unserm Missionsfelde allein sich zeige, sondern das Gepräge der ganzen Missionsthätigkeit im Süden Indiens sei. Von den 100,000 Christen der englischen Mission in Tinnewelli sind im vorigen Jahre nicht weniger als 8000 ausgetreten, und so könnte es auch bei uns zu einer größern Sichtung kommen. Desto mehr thut es noth, sich selbst ein unverletztes Gewissen zu erhalten, indem beides gleicher Weise vermieden wird, eine Erweiterung des schmalen Weges, der zum Leben führt, nur um Seelen zu gewinnen, und eine ungeduldige Behandlung und Zurückstößung derer, die in unsern Gemeinden noch schwach und unmündig sind. Neben diesen Schattenseiten fehlte es aber auch nicht an Lichtseiten im vergangenen Jahr. Eine dritte Gemeinde hat sich selbständig gemacht, nämlich die zu Koimbatur, die einstimmig beschloß, vom 1. Januar dieses Jahres an die Kosten des Gehaltes für den eingeborenen Pastor, Organist und Sacristan im Wesentlichen selbst zu tragen. Auch im Bauwesen ging es rüstig vorwärts. Die neue Kirche daselbst ist schon ziemlich vollendet. In Tritschinopoli wird ein neues Missionshaus gebaut, in Tanjore steht der Bau einer Mädchenschule, in Dindigal der eines Missionshauses in Aussicht. Dazu kommen noch viele Reparaturen, die durch die weißen Ameisen und die große Feuchtigkeit in der Regenzeit nöthig geworden waren, namentlich in der Druckerei zu Trankebar. Die Hauptausgaben aber erforderten die zahlreichen Schulen, weshalb mit möglichster Vorsicht und Sparsamkeit an die Errichtung neuer Schulen gegangen wurde. So ist im vergangenen Jahre die Zahl derselben nur um zwei gestiegen und beträgt jetzt 185, während diejenige der Tageschüler sich von 4750 auf 4819 erhöhte. Da unsere Christen in 610 verschiedenen Orten wohnen, kommt also eine Schule auf 3—4 Ortschaften, dagegen von niedern Volksschulen nur je eine auf 141. In Schiali wurde die bisher von dem Landpfleger Patiam auf eigene Faust unterhaltene höhere Schule demselben abgenommen, da er zur Weiterführung dieser Schule nicht mehr im Stande war und an ein Eingehen derselben wegen des dann

zu erwartenden Vordringens der Methodisten nicht gedacht werden durfte. An Schulgeld gingen im Ganzen 5300 Kup. und an Unterstützungen der Regierung 9700 Kup. ein. Gegenwärtig ist eine neue Theologenklasse an unserm Seminar in Poreiar einberufen, sie besteht aus acht jungen Männern, die sich bereits als Lehrer und Katecheten bewährt haben, und wird mit Unterstützung der Missionare Beisenherz und Schomerus und des Landpredigers Samuel von Missionar Gehring geleitet. Sie bedeutet einen wichtigen Schritt vorwärts. Gott gebe, daß sämtliche acht Schüler einst tüchtige und gesegnete Pastoren ihrer Brüder nach dem Fleische werden! — Die eigentlichen Einnahmen des vorigen Jahres betrugen 305,281 Mk. 35 Pf., dazu kommen noch Einnahmen an Zinsen von Legaten und aus sonstigen Quellen in der Höhe von 28,038 Mk. 45 Pf. und als Kassenbestand aus vorhergehender Rechnung 26,106 Mk. 88 Pf., also im Ganzen 359,426 Mk. 68 Pf. Es steht dem aber eine Gesamtausgabe von 347,325 Mk. 39 Pf. entgegen, so daß der Kassenbestand diesmal nur 12,101 Mk. 29 Pf. beträgt. Endlich machte der Berichterstatter darauf aufmerksam, daß das Collegium der diesjährigen Generalversammlung den Beginn einer neuen Mission vorzuschlagen gedenke, indem er kurz auf die Gründe hinwies, die dann in der Generalversammlung selbst ausführlich erörtert wurden, und dabei noch vor allem betonte, daß keinesfalls die Ausführung dieses Planes in allzu großer Schnelligkeit erwartet werden dürfe, und jedenfalls die erste Voraussetzung für dieselbe die Zuwendung noch viel reicherer Mittel als bisher von Seiten der Missionsgemeinde sei. Er hat deshalb herzlich um die Fürbitte und Opferfreudigkeit der gesammten Missionsgemeinde.“ In Bezug auf den letzteren Punkt berichtet der „Pilger“ weiter: „In der Generalversammlung lag diesmal der Schwerpunkt des Missionsfestes. Galt es doch, die wichtige Frage zu entscheiden, ob unsere Mission ihre Pfähle weiter stecken und zu dem bisherigen Missionsgebiet ein neues hinzufügen soll. Es wurde deshalb auch beschlossen, unter Zurückstellung des üblichen Jahresberichtes, beziehungsweise der Erläuterung des in der Kirche gegebenen, sofort in die Verhandlung über diese Frage einzutreten, und Missionsdirector von Schwarz eröffnete dieselbe durch Darlegung der Gründe, welche das Missionscollegium zu seinem Antrag an die Generalversammlung veranlaßt hatten. Er betonte vor allem die Thatsache, daß gegenwärtig und nach begründeter Hoffnung wohl auch noch fernerhin eine solche Anzahl sowohl von Missionszöglingen als auch von Candidaten der Theologie für den Missionsdienst zur Verfügung stehe, wie sie die Verhältnisse in Indien, wo nunmehr die früheren Lücken völlig ausgefüllt seien, längst nicht mehr erforderten. Das Angebot von tüchtigen Missionsarbeitern ist viel größer als unser Bedarf, und man müsse darin einen Wink erkennen, sich nach einem neuen Missionsgebiet umzusehen, um so mehr, als auch die Mannigfaltigkeit der Gaben, die sich bei unsern künftigen Missionsarbeitern finden, einen größeren Spielraum in der Verwendung derselben erfordere. Insbesondere empfiehlt es sich dringend, neben der Mission unter einem sogenannten Culturvolk auch eine solche unter einem culturlosen zu haben, da dann manche uns zur Verfügung stehende und in ihrer Art sehr brauchbare Kräfte eine bessere Verwendung finden können, als bisher. Auch ist es überhaupt nicht zu verkennen, und gerade die indischen Brüder haben darauf hingewiesen, daß in der Wirksamkeit auf zwei Missionsgebieten ein Sporn zu edelstem Wettstreit und eine Möglichkeit zu heilsamer Ausgleichung liegt. Endlich aber ist es nicht zum wenigsten die große Missionsgemeinde selbst, die mit wachsender Dringlichkeit dem Collegium den Wunsch nach einem neuen Missionsgebiet an's Herz gelegt hat. Es ist in weiten Kreisen unserer Missionsfreunde und Missionsvereine das Bedürfnis nach Erweiterung unserer Mission so lebendig, daß

ein fernerer Verzicht auf dieselbe für unsere Mission überhaupt geradezu verhängnißvoll werden könnte. Freilich muß mit diesem Wunsch nun auch die Bereitwilligkeit zu größeren Opfern Hand in Hand gehen, und das Collegium kann der Generalversammlung seinen Antrag nur in Verbindung mit der Frage vorlegen, ob dieselbe auch ihrerseits den Muth hat, zu erwarten, daß der Beginn einer neuen Mission auch neue Mittel flüssig machen wird. Denn von den bisherigen Mitteln könnten wir kaum etwas für die indische Mission entbehren, wenn sie nicht empfindlich geschädigt werden soll. Die Generalversammlung aber glaubte nun auch, diese Erwartung ganz bestimmt aussprechen zu können, wie sie denn überhaupt zu diesem Vorschlag des Collegiums eine im Allgemeinen geradezu begeisterte Stellung einnahm. Eine Stimme nach der andern erhob sich zum Ausdruck ihres vollsten Einverständnisses, ja ihrer größten Freude über diesen Vorschlag. Die Vertreter der landeskirchlichen Missionsvereine wie die theuren Brüder aus der lutherischen Freikirche vereinigten sich in rückhaltloser Zustimmung, und auch von den Brüdern in Rußland durften wir durch den Mund ihres Vertreters die Versicherung ihrer besonderen Freude und vollen Uebereinstimmung hinnehmen. Der anwesende Director der Franckeschen Stiftungen aber, Dr. Fries aus Halle, der statutengemäß in unserer Generalversammlung Sitz hat, erfreute dieselbe noch besonders durch die Mittheilung, daß der in letzter Zeit erheblich verkürzte Beitrag aus Halle von nun an wieder in seinem früheren Umfang unserer Mission gewährt werden wird. Ebenso einmüthig war man auch in der Ueberzeugung, daß, wenn überhaupt ein neues Missionsgebiet in Angriff genommen werden soll, das selbe nur in Ostafrika gesucht werden dürfe, und es erhob sich nur das eine Bedenken, ob wir damit nicht in eine bedauerliche Concurrenz mit der daselbst schon arbeitenden bayerischen Missionsgesellschaft kommen. Das Collegium aber sah sich in der Lage, auch hierüber, wenn auch nur ganz vertraulich, Auskunft beruhigendster Art ertheilen zu können, und so wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, das Missionscollegium zu ermächtigen, ein neues Missionsgebiet und zwar in Ostafrika in Angriff zu nehmen und die Vorbereitung hierzu baldmöglichst zu treffen, im übrigen aber es ihm zu überlassen, in welcher Weise und Form es am besten diesen Plan zur Ausführung bringe, und deshalb auch von einer näheren Bestimmung des Gebiets abgesehen, in welchem die Mission begonnen werden soll. Ein zweiter Vorschlag des Collegiums betraf die Errichtung einer neuen Gesundheitsstation in Indien. Es soll auf den Pullney-Bergen ein Haus für zwei Familien um den Preis von 5000 Rupies gebaut werden, so daß in demselben jährlich vier Missionarsfamilien im Ganzen Unterkunft finden. Da die andern Gesundheitsstationen jährlich für sechs derselben Raum bieten, so wäre dann also im Ganzen alljährlich für zehn Missionarsfamilien die Möglichkeit zu einer Erholung auf den Bergen geschaffen, und bei dem gegenwärtigen Stande von 30 Missionaren käme durchschnittlich auf den einzelnen alle drei Jahre ein Urlaub auf den Bergen, was gewiß noch eine sehr bescheidene Erleichterung ihres schweren Missionsdienstes wäre. Die Generalversammlung erhob deshalb auch diesen Antrag des Collegiums, unter vollster Zustimmung zu der Nothwendigkeit und Berechtigung desselben, einstimmig zum Beschluß.“

Wellhausen in Göttingen. Zur Uebersiedelung des Kritikers J. Wellhausen von Marburg nach Göttingen macht die „Hannoversche Pastoral-Correspondenz“ die folgende Bemerkung: „Wellhausen als Lehrer der orientalischen Sprachen in Göttingen! Ja, wäre es nur die Sprachwissenschaft, welche er zu behandeln hat, das möchte gern sein. Nun aber soll er die jungen Theologen auch in die heiligen Schriften des alten Testaments einführen, und wie ist das möglich, wenn sie ihm

selbst nicht, die heilige Schrift sind, wenn er selbst kein wahrhaftes Gotteswort kennt und hat?! — Auf der Pfingstconferenz sahen wir mit herzlichem Dank gegen den treuen Gott zu unsern Vätern auf, die durch seine Gnade vor 50 Jahren auf dem festen Grunde des göttlichen Wortes das reine, lautere Bekenntniß wieder hochhalten durften, nachdem es lange verdunkelt gewesen. Um so schmerzlicher ist es, zu sehen, wenn Söhne den Grund zu beseitigen suchen, auf dem die Väter gebaut. Nun, der Grund wird schon bleiben, das hat keine Noth, aber wie manche mögen ihn verlieren, die ihn von Kind auf gehabt, bis ihn die „Wissenschaft“ ihnen nimmt. Der Herr wolle in Gnaden seiner Kirche auch die drohenden Gefahren zu lauter Segen werden lassen!“ Gott anrufen, er wolle die durch die Irrlehrer drohenden Gefahren zu lauter Segen werden lassen, und dabei die Hände in den Schooß legen, während Gott geboten hat, die Irrlehrer als die schlimmste Pest zu meiden, — das heißt Gott versuchen.

F. P.

Auch der diesjährige deutsche Lehrertag, welcher Anfangs Juni in Halle abgehalten wurde, hat wieder die Vertommenheit des deutschen „Lehrerstandes“ in's Licht gestellt. Man jubelte den Rednern zu, welche die Schule partout confessionslos machen wollen. Dabei will man keine Trennung von Staat und Kirche, sondern der Staat soll Religionschulen einrichten, in welchen die Lehrer ohne Bevormundung seitens „der Kirche und der Pfaffen“ eine Allerweltsreligion lehren können.

F. P.

Johanneum zu Bonn. Die von Prof. Christlieb in Bonn gegründete Evangelistenanstalt Johanneum soll im Frühjahr 1893 nach Barmen, wo der Vorstand eine Villa erworben hat, verlegt werden.

Allgemeine Religionsfreiheit in Ungarn. Die „N. G. L. R.“ berichtet: Ein weiteres Ergebniß der Cultusdebatte (im ungarischen Abgeordnetenhaus) ist der Entschluß der Regierung, einen Gesetzentwurf betreffend die allgemeine Religionsfreiheit und Gleichberechtigung aller Confessionen einzubringen. Dem Führer der äußersten Linken, der einen derartigen Antrag seit mehr denn zwanzig Jahren unterbrochen gestellt hat, ist es zu verdanken, daß die Sache spruchreif geworden ist. Der Widerstand der leitenden Kreise hatte ohnehin keinen rechten Sinn mehr; in der Praxis hatte er längst aufgehört. Die Baptisten sollten der Theorie nach gar nicht geduldet werden, und doch übten sie die Rechte anerkannter Kirchengemeinschaften aus; sie errichteten eigene Bethäuser, taufte, begruben ungehindert, und die andern Confessionen mußten ihnen Handlangerdienste leisten, und die einzelnen Geburts- und Sterbefälle getreulich buchen. Auch die Juden werden das Ziel, nach dem sich ihre Reformer so sehr gesehnt, demnächst erreicht haben. Ihre Aufnahme in die Reihe der gesetzlich anerkannten Religionen wird in kurzem erfolgen.

Gegen den Entwicklungsnimbus spricht sich das „Sächsisches Kirchen- und Schulblatt“ gelegentlich so aus: P. Raumann äußerte sich (beim „dritten evangelisch-socialen Congreß“ in Berlin) dahin, daß „die Bibel voll sei von Hinweisen auf ein allmähliches Werden der Monogamie und zwar lebenslänglicher Monogamie. In dieser Entwicklung müsse man sehen eine Willensoffenbarung Gottes, ein Gnadengeschenk an die Menschheit.“ Also mit andern Worten, die Monogamie ist erst unter Gottes Leitung geworden, die Polygamie das Ursprüngliche. Vergleicht man damit 1 Mos. 2, 18—24. Matth. 19, 2—9. Marc. 10, 2—10., besonders auch 1 Mos. 4, 19., die Geschichte von Lamech mit der ausdrücklichen Hervorhebung, daß dieser zwei Weiber genommen habe, so ist das Umgekehrte klar. Es hat sich nicht die Einzelehe aus der Vielehe durch geschichtliche Entwicklung herausgebildet, sondern die Vielehe ist ein Abfall von der ursprünglichen Ordnung Gottes,

ebenso wie der Monotheismus sich nicht nach und nach, wie ja auch viele speculative Theologen fabeln, aus dem ursprünglichen Polytheismus entwickelt hat, sondern der Monotheismus, was sich klar aus der Schrift und den ältesten Traditionen der Völker und den ältesten Denkmälern Egyptens nachweisen läßt, das Ursprüngliche war und der Polytheismus der Abfall davon. Wir wissen, solche Entwicklungshypothesen auch auf dem Gebiete der Ethik und der Theologie wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, wo sie bereits wieder aus der Mode kommen, sollen den Nimbus hoher Gelehrsamkeit ausstrahlen. In Wirklichkeit aber sind sie nicht gelehrt, sondern verkehrt, und in diesem Falle, wo es sich um ein höchst praktisches Institut, um die Ehe handelt, an deren Umgestaltung ja eine Menge Geister in unsern Tagen herumprobiren, höchst gefährlich. Daher auch solche verkehrte Sätze bei Naumann wie die: „Die Lebenslänglichkeit der Einzelhe sei nur dann zu behaupten, wenn sie als Forderung der Gesamtgesellschaft, als sittliche Gesamtnothwendigkeit erscheint.“ (Also als einfache Forderung des göttlichen Wortes ist sie nicht zu halten.) Und: „es erscheine heute nicht angebracht, Traureden im Stile Dr. Luthers zu halten (Zustimmung)“.

Der Jesuitenorden in Italien. Die „Ev. Rchztg.“ berichtet: Der Jesuitenorden gehört immer noch zu den stärksten Ordensgenossenschaften des Katholicismus. Er zählt nach der letzten Statistik zwar gegen 1000 Mitglieder weniger als vor 118 Jahren, zur Zeit seiner Auflösung durch Clemens XIV., beläuft sich aber immer noch auf 12,974. Als General Bedz im Mai 1853 die oberste Leitung in die Hand nahm, zählte der Orden nur 5209 Mitglieder in 10 Provinzen; bei Bedz's Abgang 1883 war er auf 11,480 Mitglieder in 19 Provinzen herangewachsen. Schon zu Anfang 1891 zählte er die stattliche Zahl von 12,745 Mitgliedern in 23 Provinzen und drei selbständigen Missionen. — Die Leitung des über die ganze Erde ausgebreiteten Ordens liegt nach wie vor ausschließlich in den Händen des Jesuitengenerals, dem jedes Mitglied zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist. Ihm zur Seite steht ein Collegium von 12 Professoren und 10 Laienbrüdern, die jede Woche unter dem Vorsitz des Generals zu einer Conferenz zusammentreten, immer aber entscheidet in letzter Instanz der General, ohne daß eine Appellation möglich wäre. Die letzten Generäle des Ordens haben, seit die italienische Regierung das prächtige Kloster del Gesu in Rom an sich gezogen hat, in Fiesole bei Florenz ihren Wohnsitz aufgeschlagen.

Russisches. Laut Gesetz dürfen zu Kirchenarbeiten an russisch-orthodoxen Kirchen keine Andersgläubigen zugelassen werden. Trotzdem sah sich die Geistlichkeit zu Dorpat genöthigt, weil kein fähiger Mann russischen Glaubens aufzutreiben war, die Malerarbeiten der russischen Kirche an einen lutherischen Maler zu verdingen. Dieser nahm, um dem Gesetz doch einigermaßen zu genügen, Arbeiter russischen Glaubens aus dem Inneren des Reiches an. Da verbreitete sich vor Kurzem die Nachricht unter den Russen, in dieser Kirche sei eingebrochen worden. Und in der That war eine Kasse im Inneren der Kirche um etwa 100 Rubel beraubt worden. Nach der Meinung der Russisch-Gläubigen konnte nur ein Deutscher bezw. ein Lutheraner diese ruchlose That verübt haben, und so kam der sehr ehrenwerthe Malermeister sofort in Verdacht. Nachdem die höchsten Behörden in Riga und St. Petersburg davon verständigt worden waren, setzte die Polizei alle Hebel in Bewegung. In Kurzem erwischten sie den Thäter. Derselbe entpuppte sich als der Sohn des Popen!